

Jules Verne  
Reise zum Mittelpunkt der Erde

Jules Verne

Reise zum Mittelpunkt der Erde

© 2003 Voltmedia GmbH, Paderborn

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

## Kapitel 1

«Gut gesagt», antwortete ich, «aber jetzt müssen wir uns um unseren Braten kümmern.» Und die gute Martha eilte wieder in ihre Küche.

Ich sah, wie mein Onkel, der Professor Otto Lidenbrock, die Königstraße heraufkam, eilig wie immer, aber früher als sonst an Sonntagen. Vor kurzem erst hatte es von der Michaeliskirche halb zwei geschlagen, und das Mittagessen war noch nicht fertig. Es würde ihn erzürnen: nicht, weil er etwa Hunger nicht ertragen konnte, sondern weil es ihn grundsätzlich und gründlich ärgerte, wenn die wirkliche Welt nicht mit der übereinstimmte, die er sich vorstellte.

Ich erinnere mich noch gut an jenen Tag, es war der 21. Mai, an die eilig staksenden Schritte meines dürren und hochaufgeschossenen Onkels, mit denen er seinem kleinen Haus Königstraße 28 in der Hamburger Altstadt zustrebte, denn an jenem Tag begann eine der merkwürdigsten Unternehmungen des 19. Jahrhunderts. Die wissenschaftlichen Daten darüber hat mein Onkel veröffentlicht; was ich, sein Neffe Axel, erzähle, behandelt die Hintergründe und die persönlichen Schicksale, die in die Messergebnisse nicht mit eingegangen sind, ohne die jene aber nicht möglich gewesen wären. Ich will davon berichten, welche Temperaturen die Hand empfand, die das Thermometer aushielt, und wie zitternd die Schallabgabe bei der Erprobung eines akustischen Phänomens war, da sie von einem Hilferufenden kam. Ich kann dabei nicht nur auf meine Erinnerung, sondern auch

auf eine Anzahl von Notizen zurückgreifen, die ich mir während der Reise unter oft ziemlich erschweren Umständen machte.

Mein Onkel, der Professor, ist ein Mann von cholerischem Temperament. Sein Aufbrausen hielt sein Haus in Schach und sicherte ihm die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit von Alltagsrealitäten wie Nahrung, Kleidung, Geldverkehr, in der allein fruchtbare wissenschaftliche Arbeit möglich ist. Seine Lebenshilfen waren Martha, die Haushälterin, sein Patenkind Grauben, ein siebzehnjähriges Mädchen aus den Vierlanden, und ich, Axel, im wissenschaftlichen Rang eines Hilfsassistenten, im verwandtschaftlichen eines Neffen.

Otto Lidenbrock wird als schrecklicher Sonderling sterben. Ich hatte früher gedacht, außergewöhnliche Erlebnisse oder Leiden könnten ihn vielleicht ändern und ihn zu normalem Verkehr mit seinen Mitmenschen bewegen, aber wir haben das Äußerste gesehen und erlebt, was ein Mensch erfahren kann, und dennoch ist er der Alte geblieben.

Wenn ich ihn unter dem Datum jenes 21. Mai porträtieren sollte, dann müßte ich schreiben: Mein Onkel Otto Lidenbrock ist Professor und liest am Hamburger Johanneum über Geologie und Mineralogie, wobei er regelmäßig in Zorn gerät. Er nimmt dabei seine Schüler kaum wahr, achtet auch nicht darauf, ob sie Fortschritte machen oder nicht, sondern redet zumeist innerhalb seiner selbst, wütend über auftauchende Probleme, die sich nicht sofort lösen lassen, in sich gekehrt und geistesabwesend, wenn ihn ein Gedanke fesselt, wortkarg, wenn er gefragt wird, ein Wissensbrunnen,

dessen Rolle knarrt, wenn man etwas aus ihm herausziehen will, egozentrisch, ein Gelehrter voller Ecken und Kanten, Schrot und Korn.

Am ungenießbarsten ist er, wenn er spricht. Er beherrscht der Grammatik, der Satzlehre und dem Wortschatz nach zwanzig Sprachen, darunter die deutsche, aber wenn er redet, klingt es, als hacke jemand Holz. Modulation erscheint ihm als lächerliche Geziertheit, gegen die sich seine Zunge sträubt, Wort und Sprache kann er sich nur als Mittel der Information denken. Würden ihn die Mineralogie und die angrenzenden Wissenschaften nicht so in Anspruch nehmen, so bin ich sicher, er hätte über kurz oder lang aus seiner Verzweiflung vor der Sprache eine Tugend gemacht und sich ein einfaches Idiom erfunden, ein Desperanto, das seiner Redefeidlichkeit entgegengekommen wäre, eine reine Nachrichtensprache aus einfachsten Bestandteilen. So stolpert er die Zeilen seiner Vorträge entlang, verheddert und verhaspelt sich, ringt mit dem Wort wie Jakob mit dem Engel und läßt es nicht ohne Wunde fahren. Oft bleibt er stecken, und aus dem beabsichtigten geologischen Fachausdruck ist ein deutscher Fluch mit griechischem Prä- oder Suffix geworden. Das gab in den ersten Jahren Arger, aber Hamburg hatte sich bald an diese Besonderheit gewöhnt, nahm sie als Schrulle und spottete sehr gern darüber. Selbstverständlich versetzt das meinen Onkel in zusätzliche Wut.

Nicht nur Worte, sondern auch manchen Stein hat er bei der Vorführung seiner Wissenschaft bereits zerschlagen. Und doch ist dies barsche Genie für die Geologie und Gesteins-

kunde unersetzblich. Mit einem Hammer, einer Spitzhacke, einer Magneträdel, einem Lötrohr und einem Fläschchen Salpetersäure ist er in der Lage, jedes beliebige Metall nach Bruch, Aussehen, Härte, Schmelzbarkeit, Ton, Geruch oder Geschmack zu klassifizieren und in eine der sechshundert bekannten Gattungen einzureihen. Im wissenschaftlichen Ausland hat sein Name auch einen ehrenvoller Klang als vielleicht gerade am Hamburger Johanneum. Humphry Davy und von Humboldt, Franklin und Sabine besuchten ihn, als sie durch Hamburg kamen. Becquerel, Ebelmen, Prewster, Dumas, Milne-Edwards und Sainte-Claire-Deville holten sich brieflich bei ihm chemische Auskünfte. Die Wissenschaft verdankt ihm eine ganze Reihe von hübschen Funden und ein Buch über transzendentale Kristallographie, das 1853 als Großfolio mit Abbildungen in Leipzig erschienen war. Davon wurde leider jedoch fast nichts verkauft, so dass mein Onkel erheblich zuzahlen musste.

Was ihm nicht wehtat, da er für Professorenverhältnisse reich ist. Das Haus auf der Königstraße gehört ihm, ein Fachwerkhaus mit gezacktem Giebel, das an einem der vielen kleinen Kanäle liegt, die das älteste Viertel Hamburgs durchziehen. Es hat den Großen Brand von 1842 glücklich überlebt, und obwohl ihm das Dach so schief sitzt wie einem Studenten die Mütze, steht es und wird stehen, denn die Ulme, die seine Vorderseite durchwachsen hat und in jedem Frühjahr ihre blühenden Zweige durch die Fensterscheiben treibt, ist ein starker Baum und hält es fest. Außerdem verdient mein Onkel als Konservator am mineralogischen Museum des russischen Gesandten Struve nicht schlecht.

Zu seinem Wesen gehört die Figur: ein hagerer Mann von eiserner Gesundheit, der durch die blonden Haare um zehn Jahre jünger aussieht, als er wirklich ist. Er geht mit Einmeterschritten unter den Menschen einher, was auch barsch wirkt, und trägt dabei die Hände fest ineinander gefügt auf dem Rücken. Aus seinem Gesicht erwähne ich die Nase, lang und scharf geschnitten, von der in Schülerkreisen erzählt wird, sie sei magnetisch und ziehe Eisenstaub an. Vielleicht ist das nicht mal üble Nachrede, sondern nur eine wissenschaftliche Metapher dafür, dass mein Onkel oft und reichlich Tabak schnupft.

Auch mit mir verkehrt dieser Mann meistens wenig freundlich, aber es stört mich nicht sehr, denn ich weiß, dass er mich liebt. Ich weiß, dass alle seine Ausfälle nur auf seine hervorragendste Charaktereigenschaft zurückzuführen sind: auf die Ungeduld, die ihn beherrscht. Otto Lidenbrock versteht nicht zu warten und versucht selbst der Natur Beine zu machen. Mir wurde das klar, als ich ihn letztes Jahr im April, nachdem er in den Fayencetöpfen seines Salons Reseda und Winden gepflanzt hatte, dabei sah, wie er morgens an den Blättern zupfte, um ihr Wachstum zu beschleunigen.

## Kapitel 2

Ich wollte mich auf mein Zimmer zurückziehen, um für den hastig heimkehrenden Mineralogen nicht zum Stein des Anstoßes zu werden. Es ist den Bewohnern im Hause und dem Fortschritt der Wissenschaft zuträglicher, wenn sich seine Erregung in seinem Arbeitszimmer an Graphiten, Anthraziten, Ligniten, Steinkohlen und Torf entlädt. Aber als ich in der Tür des Speisezimmers stand, wo ich mich mit Martha unterhalten hatte, eilte er bereits durch den Flur, warf den Stock mit dem Nußknackerkopf und den wider den Strich gebürsteten Hut nach der Garderobe und rief mir im Vorbeigehen zu: «Axel, komm mit!»

Ich stürzte ihm nach in sein Kabinett. Dort liegen alle Musterstücke aus dem Steinreich geordnet und etikettiert (zum großen Teil meine Arbeit!) in den Regalen, grob gedrittelt nach brennbaren, metallischen und steinartigen Mineralien. Inmitten des Gesteins steht der Lehnstuhl meines Onkels, ein kostbares Stück, das mit Utrechter Samt ausgeschlagen ist. Darin saß jetzt Lidenbrock und führte mit tiefster Andacht ein Buch vor seiner Nase und den Brillengläsern auf und ab.

«Welch ein Buch! Nimm und lies!»

Ich muss nachtragen, dass Lidenbrock auch ein Büchernarr ist. Eine alte Scharteke kann ihn begeistern, und zwar um so stärker, je unleserlicher sie ist.

«Erkennst du's? Ein unschätzbares Stück! Ich hab es heute morgen beim Juden Hevelius entdeckt.»

Wahrhaftig: wozu diese Aufregung über eine kalbslederne

Schwarze mit vergilbten Buchstaben?

«Ei, der Donner!» sagte ich lahm.

Lidenbrock entriss mir das Buch wieder, blätterte darin und lobte:

«Ja, das liegt in der Hand, das ist ein Format, Axel! Sieh mal den Einband! Nach sechs Jahrhunderten noch kein Riß im Rücken! Wie edel der Buchblock noch schließt, nirgends klaffen hässliche Zwischenräume. Und doch, wie leicht schlägt es sich auf, keine verklebten Seiten...»

«Was steht denn überhaupt drin?»

«Dieses Werk», sagte Lidenbrock und wurde unwillkürlich leise dabei, «ist die Heimskringla des Snorre Sturluson. In diesem >Weltkreis< ist die Geschichte der norwegischen Könige von der ältesten Zeit bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts verzeichnet. Als Sturluson am 22. September 1241 durch Mörderhand auf seinem Gute Reykjaholt fiel, galt er bereits als Meister unter den isländischen Historikern und Skal ... «

«Ist es gut übersetzt?»

«Übersetzt? Schnödes Wort! Ich halte hier das Originalmanuskript in meinen Händen. Es ist Isländisch, das reiche und doch zugleich so einfache Idiom. Und die Schriftzeichen darin sind nicht etwa Lettern, die ein lächerlicher Herr Gutenberg erfunden hat, sondern Runen, deren Erfindung auf den Gott Odin selbst zurückgeht!»

«Mein Gott!»

Ein schmutziges Pergamentstück war aus den Blättern herausgefallen und lag am Boden. Mit unbeschreiblicher Gier fiel mein Onkel über diesen Fetzen her. Eine alte Handschrift

in einer alten Handschrift! Kostbarer kann es für einen Büchernarren nicht mehr kommen. Er glättete das Pergamentstück sorgfältig auf dem Tisch.

«Was ist das?» fragte er streng.

Ich wusste es nicht, und ich gebe die Schriftzüge, die mir damals wie unverständliches Gekritzeln erschienen, hier so wieder, wie sie auf dem Zettel standen; vielleicht möchte sich einer der Leser daran versuchen, bevor er weiterliest:

ᛋ.ᛆᛏᛏᚱᛗ	ᛋ.ᛁ.ᛏ.ᛏ.ᚱ.ᛏ.	ᛁ.ᛏ.ᛏ.ᛁ.ᛖ.ᛏ.
ᚼ.ᛁ.ᛏ.ᚴ.ᚴ.ᚴ.ᚴ.ᚴ.	ᚼ.ᛏ.ᛏ.ᛏ.ᚴ.ᚴ.	ᚼ.ᛁ.ᛏ.ᛖ.ᛏ.ᚱ.ᛏ.
ᚱ.ᛏ.ᚴ.ᚴ.ᚴ.ᚴ.	1.ᛏ.ᚴ.1.ᛏ.ᚴ.	ᚼ.1.ᚴ.1.ᚴ.1.ᚴ.
ᛋ.ᚴ.1.ᛏ.1.ᛁ.	ᛚ.1.ᛏ.1.ᛏ.1.ᛏ.	ᚼ.ᚴ.1.ᛏ.1.1.
1.ᛏ.1.1.ᚴ.	•.ᛚ.1.ᚱ.ᚴ.1.	1.ᛏ.1.1.ᚴ.1.
ᚱ.ᚱ.ᛖ.ᚴ.1.	ᛏ.ᛏ.1.ᛏ.1.1.	ᚼ.1.1.1.1.
ᛖ.ᛏ.1.1.1.	ᛖ.1.1.1.1.1.	ᛚ.ᛏ.1.1.1.

Lidenbrock sah sich die drei Kolonnen von Schriftzeichen eine Weile an und sagte dann:

«Es ist Runisch. Die gleichen Schriftzeichen hat Snorre auch benutzt.»

Mit seinen schmalen langen Fingern malte er die Zeichen in der Luft nach, während er sich auf die Lippen biss. Ich merkte, wie sein Zorn wuchs, da er die Schwierigkeiten dieses Textes nicht gleich im ersten Anlauf nehmen konnte.

«Es ist Altländisch, verdammt noch mal!»

Ich wusste, dass Lidenbrodt diese Sprache beherrschte, aber doch war er jetzt offenbar nicht in der Lage, den Text zu übersetzen. Während er sich mit dem Zettel in der Hand erhob und schnaufend durch das Kabinett ging, brachte ich

mich mit unmerklichen Schrittchen nach rückwärts in die Nähe der Tür. Aber die unbemerkte Flucht gelang nicht. Plötzlich schlug es auch bei uns in der kleinen Kaminuhr zwei, Martha trat heran und krähte:

«Die Suppe ist aufgetragen, Herr Professor.»

«Zum Teufel mit der Suppe», schrie Lidenbrock, «zur Hölle mit dem, der sie gekocht hat!»

Martha floh und ich mit ihr. Im Esszimmer warteten wir ein Weilchen am Tisch, aber dann wussten wir sicher, dass mein Onkel an dieser Mahlzeit nicht teilnehmen würde. Wie schade, sie war so vortrefflich. Es gab Petersiliensuppe, Eierkuchen mit Schinken in Sauerampfersauce, Kalbsnierenbraten mit Pfauenkompott, zum Nachtisch Meerkrebschen mit Zucker und einen mundigen Mosel.

«Der Herr Professor nicht bei Tisch», sagte Martha fassungslos weinerlich.

«Ich esse für ihn mit», versprach ich.

«Das hat doch etwas zu bedeuten!» sagte Martha.

Ich hatte kaum mit den Krebschen begonnen, als die lauthallende Stimme meines Onkels mich vom Tisch riss. Ich warf die Serviette neben den Teller und war mit einem Satz in seinem Zimmer.

## Kapitel 3

«Es ist Runisch, fertig, aus, basta! Und ich krieg's raus, sonst...» rief Lidenbrock und fuchtelte mit der Hand.

«Setz dich hin und schreib!»

Ich nahm mir Papier und Feder.

«Ich diktire dir jetzt diese Schriftzüge in den Buchstaben unseres Alphabets. Dann werden wir weiter sehen. Aber nimm dich zusammen und schreib richtig!» Er begann jetzt ziemlich rasch zu diktieren, und ich gab mir alle Mühe mit den drei Kolonnen. Schließlich standen sie in lateinischer Schrift auf dem Papier, waren aber so unverständlich wie zuvor:

m.rnlls	esreuel	seecJde
sgtssmf	unteief	niedrke
kt,samn	atrateS	Saodrrn
emtnael	nuaect	rrilSa
Atvaar	.nscrc	ieaabs
ccdrmi	eeutul	frantu
dt.iac	oseibo	KedijY

Mein Onkel riss mir das Blatt aus den Händen, starrte darauf und fuhr mich an:

«Was soll das bedeuten?»

Ich zuckte die Achseln.

«Was soll das bedeuten?» wiederholte er mechanisch. «Das nennen wir eine Geheimschrift, deren Sinn sich erst offenbart, wenn man die absichtlich verstellten Buchstaben wieder ordnet!»

Er hatte eine Idee und griff nach dem Buch. Aber noch ehe er es aufgeschlagen hatte, schob er es wieder beiseite.

«Die beiden Schriften sind nicht von der gleichen Hand. Der erste Buchstabe auf dem Zettel ist ein doppeltes M. Der gleichen kannst du bei Sturluson lange suchen! Es wurde nämlich erst im 14. Jahrhundert ins isländische Alphabet aufgenommen. Zwischen Buch und Zettel liegen also mindestens zweihundert Jahre.»

«Das war aber ein scharfer Schluss», sagte ich.

«Er bringt mich auf den Gedanken, dass der ehemalige Besitzer des Buches diesen Zettel geschrieben hat. Verdamm noch eins! Warum hat er nirgends seinen Namen hinterlassen?»

Lidenbrock griff wieder nach dem Buch, schob seine Brille hoch und setzte eine Lupe ans Auge. Sorgfältig suchte er die ersten Seiten des Bandes ab. Auf der Rückseite des zweiten Blattes blieb sein Blick an einer Art Tintenfleck hängen, der, genau besehen, aus einigen fast erloschenen Schriftzügen bestand. Nach kurzer Zeit hatte mein Onkel entziffert, was da stand:

168 ԿՐԵԱԿԱՆ

«Arne Sacknussemm!» rief er. «Das darf doch wohl nicht wahr sein! Den kenne ich allerdings. Ein isländischer Name, ein Gelehrter des 16. Jahrhunderts, ein berühmter Alchimist. Ah, ihr Alchimisten! Avicenna, Bacon, Lullus, Paracelsus, ihr wart die echten Gelehrten eurer Zeit! Euch sind die wahren Entdeckungen gelungen, die uns in Erstaunen setzen! Ich bin gespannt, Arne Sacknussemm, welche Entdeckung du uns

in verstellter Schrift mitzuteilen hast.»

«Aber woher weißt du, dass er darin über eine Entdeckung berichtet?»

«Alles an dieser Mitteilung spricht dafür. Das Leben eines Alchimisten ist voller Entdeckungen. Wovon sollte er sonst berichten? Und hat sich nicht Galilei über den Saturn auch so geheimnisvoll geäußert? Neinein, keine Widerrede. Wir werden das Geheimnis dieses Dokuments aufdecken. Vorher eß und schlaf ich nicht!» «Onkel -»

«Und du auch nicht!»

«Onkel, Onkel -»

«Zuerst werden wir feststellen, in welcher Sprache dieses Dokument abgefasst ist. Kinderleicht. Es enthält 132 Buchstaben: 79 Konsonanten und 53 Vokale. Der Singsang des Südens. Alle nördlichen Dialekte sind viel konsonantenreicher. Also eine südlische Sprache. Aber welche? Kinderleicht. Sacknussemm gehörte zu den gebildeten Leuten seines Jahrhunderts, und die schrieben lateinisch. Wir dürfen als selbstverständlich annehmen, dass der entschlüsselte Text in Latein geschrieben ist. Hier also verworrenes Latein. 132 Buchstaben in vollkommener Verworrenheit. So etwas Verworrenes habe ich überhaupt noch nicht gesehen.

Geradezu wirr!

Manche Gruppen: nur Konsonanten, *rnlis* zum Beispiel. Oder *sgtssm!* Andere wieder überwiegend aus Vokalen: so *eeutul*, *oseibo*, *ieaabs*. Hm. Natürlich ist das nicht von ungefähr so. Vielmehr mathematisch genau. Die Gruppen sind nach einem mathematisch ausgeklügelten System gebildet, erst normal geschrieben, dann nach der Chiffrieridee umge-

formt. Diese Idee müssen wir finden. Das ist der Schlüssel.»

Meine Blicke waren während dieser Rede längst zur Wand gegangen, an der, zur Rechten meines Onkels, ein Miniaturporträt von Fräulein Grauben hing. Ich liebte dieses Bild und hatte, um es betrachten zu können, mich häufig angeboten, Steine zu sortieren und zu beschriften. Es hing bereits da, bevor Grauben ins Haus des Professors kam, und es hatte mich in meiner Phantasie immer gelockt, mit diesem dunkelhaarigen Wesen von blassem Teint zu verkehren.

Eines Tages kam Grauben dann zu uns, ein frisches blondes Mädchen aus den Vierlanden. Es ist wahr, sie glich dem Wesen auf dem Bild nicht sehr, vielleicht irre ich mich auch, und das Porträt stellt jemand anderen dar (ich wagte aus Scheu niemals, meinen Onkel darüber zu befragen). Sicher ist, dass ich die nahe liegende Möglichkeit ergriff, die Liebe zur gemalten Grauben auf die lebendige zu übertragen. Statt des Bildes war sie jetzt die Gefährtin meiner Steinstunden im Kabinett des Onkels. Ich weihte sie ein in die wundersame Welt der rhomboedrischen Kristallisationen, der retin-asphaltischen Harze, Gelenide und Molybdate. O welch süsse Stunden der Steinstudien, da ich sie lehrte, mit ihrer Fingerkuppe die Bruchfläche eines Quarzes zu prüfen! Ich hätte da Quarz sein mögen, unter diesen Händen wäre ich zum glücklichsten Kieselsäureanhidrid der Welt geworden. Und wie bald besiegte sie mich in unseren heimlichen Spielen, die wir in unserem Übermut im Kabinett von Lidenbrock trieben! Es kam dabei auf Schnelligkeit an. Ich hielt dann einen Stein hoch, etwa einen grüngelben Beryll, und fragte: «Härte?»

Wenn sie dann antwortete: «Härte  $7 \frac{3}{4}$ !», so war das richtig, und sie durfte mich fragen. Und so schwirrte es durch den Raum. «Bruchfläche bei Jaspis?»

«Muschelig!»

«Katzensilber?»

«Muskovitglimmer!»

«Katzengold?»

«Biotat!»

Ja, es war eine fröhliche Wissenschaft, und oftmals lachten wir herzlich, wenn einer falsche Härtezahlen angab oder gar den Türkis unter die Quarze rechnete. In diesem Porträt an der Wand war für mich abgemalt, wie schön das Leben mit einer Frau sein konnte, es weckte nicht nur meine Erinnerungen, sondern verführte mich zu Träumen in die Zukunft.

Aus diesen Träumen riss mich der Faustschlag, mit dem mein Onkel Lidenbrock auf den Tisch hieb.

«Ich habe dich gefragt, ob du den Schlüssel hast!» rief er.

«Es ist kinderleicht. Normalerweise schreibst du horizontal. Jetzt willst du deinen Text verschleiern. Erster Gedanke: schreibst vertikal. Mal sehen, was dabei rauskommt. Axel, schreib einen Satz, aber nicht in waagerechten Zeilen, sondern setz die Buchstaben in Gruppen von je fünf oder sechs unter-einander. Hier ist Papier!»

Ich begriff und schrieb:

1	d	z	e	i	b
c	i	l	i	n	e
h	c	i	n	e	n
1	h	c	e	G	!

i	h	h	k	r
e	e	,	l	a
b	r	m	e	u

«Gut», sagte Lidenbrock, als ich aufsah. «Ich will's nicht lesen. Mach erst eine Zeile daraus!»

Die sah so aus:

*Idzeib cilene hcinen lhceG! ihhkr ee, la brmeu*

«Wunderbar!» rief Lidenbrock und riß mir den Zettel aus der Hand. «Das sieht schon ganz so aus wie Sacknussemms Dokument. Vokale und Konsonanten stehen in ähnlicher Unordnung, Großbuchstaben und Satzzeichen auch hier inmitten von Worten!»

«In der Tat.»

«Ich kenne den Inhalt deines Satzes nicht, aber ich kann ihn lesen. Ich brauche nämlich nur alle erster., zweiten, dritten etc. Buchstaben eines jeden Wortes hintereinander zu lesen!»

Er hob das Papier an die Augen und las recht flüssig:

«Ich lieb dich herzlich, meine kleine Grauben! Also, du liebst Grauben.»

Ich ärgerte mich jetzt, dass ich so unbedacht geschrieben hatte.

«Du liebst also Grauben -»

«Nun ja, ich meine -»

«Grauben also liebst du. Das ist der Sinn deiner Mitteilung, den ich ohne Schwierigkeit deiner Geheimschrift entnommen habe. Wie du siehst, ist es kinderleicht. Jetzt verfahren wir ebenso mit dem Dokument.»

Seine Augen sprühten jetzt wahrnehmbar durch die Brille, der Hauptversuch nahte. Die Hand zitterte ihm leicht, als er

das Dokument nahm und mir nach einem kurzen Räuspern mit verhaltener Stimme der Reihe nach alle ersten, zweiten, dritten etc. Buchstaben der Worte in den Kolonnen diktierte.

Dabei kamen die folgenden Zeilen heraus:

messunkaSenrA.icefdok.segnittamurtn  
ecertserette,rotaivsadua,ednecsedsadne  
lacartniiluJsratracSarbmutabiledmek  
meretarcsilucoYsleffenSnl

Nach dem Diktat war mein Onkel Lidenbrock sofort aufgesprungen und beugte sich von hinten über mich, um mit mir im Zusammenhang zu lesen, was ich da geschrieben hatte. Offen gestanden: es sah mir nicht sehr sinnvoll und auch nicht sehr lateinisch aus. Da erschütterte ein Faustschlag den Tisch, das Tintenfass tanzte, und ich ließ vor Schreck die Feder fallen. Hinter mir warf mein Onkel die Arme in die Luft.

«Das ist Mist!» schrie er. «Das hat dir der Teufel diktiert!» Dann schoss er wie eine Kugel durchs Kabinett, die Treppe hinab, durch die Haustür und die Königstraße hinunter, wurde kleiner und verschwand.

## Kapitel 4

Ich hörte Martha unten zettern, die Treppe heraufpoltern und fragen, was vorgefallen sei. Erst das Essen stehen lassen und dann ohne Erklärung wegläufen, das haben Haushälterinnen gerade gern.

«Was ist mit dem Herrn Professor?»

«Er hat den Oedipuskomplex. Er hat sich in den Kopf gesetzt, das Rätsel zu lösen, welches sich hinter diesem Gekritzel verbirgt. Und bevor er's nicht raus hat, bekommt niemand in diesem Haus mehr zu essen.» Die alte Martha ging schluchzend in ihre Küche hinunter. Ich überlegte, ob ich mich vielleicht zu Grauben flüchten könnte, die in jenen Tagen bei Verwandten in Altona zu Besuch war. Aber wer sollte dann die Sammlung Klapperkiesel ordnen, die ein Geologenfreund aus Besanon meinem Onkel geschickt hatte? Die Steine lagen noch immer namenlos im Karton. Aber diese Arbeit füllte mich nicht völlig aus. In meinem Kopf kreisten die Gedanken um das unverständliche Papier, und nach einer Stunde glühte meine Stirn in einer bestimmten Unruhe so sehr, dass ich die Klappersteine ließ und mich in den Sessel meines Onkels setzte, in dem man auch kühnen Gedanken wohlbehütet nachhängen kann. Ich zündete mir die lange Pfeife an, deren Schmucknymphe am Kopf durch die fortschreitende Verkohlung bereits zu einer prachtvollen kleinen Negerin geworden war, ein Vorgang, den ich lange Wochen hindurch mit dem größten Interesse beobachtet hatte. Jetzt sah ich in Gedanken meinen Onkel die Altonaer Chaussee entlang stürzen, mit den Armen

fuchtelnd, Disteln köpfend und die Schwäne scheuchend. Wenn er wenigstens das Blatt mitgenommen hätte, um sich daran zu erproben.

Ich griff mechanisch danach. Ich versuchte, die Buchstaben so zu gruppieren, dass sie verständliche Worte bildeten: unmöglich. Es gelang mir zwar, die englischen Worte *ice* und *sir* zu finden, des weiteren die lateinisch anmutenden *rota*, *mutable*, *ira*, *nec* und *atra*. Das Wort *tabiled* dagegen klang eher hebräisch, *mer*, *arc*, *mere* außerdem französisch. Vier Sprachen zu einem Satzgebilde gemengt? Ich starrte so angestrengt auf das Blatt, dass die Buchstaben vor meinen Augen zu tanzen anfingen und Schweißtropfen auf meine Stirn traten. Ich weiß noch, wie es dann geschah. Es ging ganz plötzlich; ohne jede Vorbereitung hatte ich das Geheimnis entdeckt: als ich mir mit dem Blatte Luft zufächelte, las ich kurze Stücke der von mir geschriebenen Zeilen durch die Rückseite des Papiers. Es waren verständliche, sinnvolle Worte; der Name *Sacknussemm* befand sich darunter.

Ich war so erschrocken, dass ich das Papier rasch auf den Tisch legte und die Augen schloss. Ich besaß den Schlüssel! Mein Onkel Lidenbrock war auf dem richtigen Weg gewesen, er hatte bereits alle nötigen Schritte außer dem letzten getan, und den hatte ein Zufall mir gezeigt. Jetzt konnte ich den geheimnisvollen Text lesen, wenn ich wollte. Ich brauchte nur meine Hand auszustrecken, nach dem Papier zu greifen, meine Augen zu öffnen und zu lesen. Dann würde ich wissen. Es lag allein bei mir, ob ich es tun würde oder nicht. Ich stand auf und ging mit absichtlich gemesse-

nen Schritten zweimal durch das Zimmer. Dann setzte ich mich wieder in den Lehnstuhl und horchte angestrengt und mit weit geöffneten Augen auf Geräusche im Treppenflur. Dann stand ich wieder auf und trat ans Fenster. Ich sah auf die Straße hinab, ob sie leer sei, dann fixierte ich das Papier auf dem Tisch und ging langsam darauf zu.

Mit lauter Stimme las ich den ganzen Text, verstand ihn und wusste, dass ich wusste. Wieder bewahrheitete sich der Satz, dass Wissen nichts ist als des Schrecklichen Anfang, den wir gerade noch ertragen.

Was ich hier gelesen hatte, schien mir so ungeheuerlich, so sträflich und undurchführbar, und doch, bei Kenntnis meines Onkels, so drohend gefährlich, dass mein erster Impuls war, diesen Zettel sofort zu vernichten, zu verbrennen und das, was ich wusste, in meinem tiefsten Innern zu verschließen und niemals zu verraten. Es waren meine besten Instinkte, die mich davor warnten, Lidenbrock in den Besitz dieser Nachricht kommen zu lassen. Wenn ihn der vulkanische Gedanke, der in dem Zettel verborgen war, erst einmal besäße, würde er alles unternehmen, um ihn in die Tat umzusetzen. Und das nicht ohne mich, wie ich genau wusste.

Nein! Bei aller Liebe zur Wissenschaft! Das Feuer war der richtige Ort für diese ketzerischen Gedanken. Ich hatte bereits beide Papiere vom Tisch genommen, meinen Zettel und das Dokument des Arne *Sacknussemm*, um sie im Kamin anzuzünden und zu verbrennen, da trat Lidenbrock wieder herein. Ich hatte gerade noch Zeit, die Papiere wieder zurückzulegen. Er griff mechanisch danach, suchte sich ein

neues Blatt Papier, nahm die Feder und begann, einen neuen Gedanken zur Entzifferung, den er offenbar unterwegs gefasst hatte, mit Schriftgruppen, die wie mathematische Formeln aussahen, durchzuspielen. Ich sah ihm dabei zu, und obwohl ich hätte ruhig sein können, da ich das Geheimnis bereits entdeckt hatte und wußte, dass es nur einen Weg gab, der zur Entschlüsselung führte, zitterte ich angesichts dieser wütend betriebenen linguistischen Algebra. Ich bemerkte, dass er versuchte, die Buchstaben systematisch in alle möglichen Verbindungen miteinander zu bringen. In alle möglichen? Ich nahm mir jetzt auch ein Blatt Papier und begann zu rechnen. Hätte er nur 20 Buchstaben vor sich gehabt, so wären ziemlich genau 2.432.902.008.176.640.000 Verbindungen möglich gewesen. Er aber hatte 132. Ich rechnete nicht weiter, sondern steckte mir mit einiger Beruhigung den Zettel ein, legte mich in eine Ecke des Sofas im Arbeitszimmer meines Onkels und schlief ein.

Am anderen Morgen schlug ich die Augen auf und sah Lidenbrock in das abgekämpfte, bleifarbane Gesicht, das kaum noch über die Tischkante ragte. Er hatte sich mit fieberhaften Handbewegungen die Haare verwirrt, und die geröteten Augen verrieten, dass er die ganze Nacht mit Rechnen und Ausstreichen, mit Gruppieren und Interpretieren verbracht hatte. Er dauerte mich, und ich ertappte mich bei dem Gedanken, seiner Gehirnnot ein Ende zu machen. Das wirkte augenblicklich auf mich wie ein kalter Wasserguss, und ich sprang auf. Mein Onkel nahm mich gar nicht wahr, als ich mit zusammengepressten Fäusten und Zähnen durchs Zimmer ging und mir beschwörend wieder-

holte: >Ich werde es nicht sagen! Ich werde es nicht sagen. Es ist in seinem eigenen Interesse. Er würde in seinen Tod rennen. Und ich müsste mir Vorwürfe deswegen machen. Soll er selbst drauf kommen, bitte sehr.<

Ich fand diesen Entschluss sehr gut, bis Martha eine Stunde später auf den Markt gehen wollte, aber die Haustür verschlossen war. Mir fielen sofort die Wochen wieder ein, in denen mein Onkel am großen «Lidenbrockschen System der Minerale» arbeitete. Damals hatten die von ihm auferlegten Fasten öfter bis zu 48 Stunden gedauert und waren allen außer ihm schlecht bekommen. Sollte sich das wiederholen? Gestern Abend kein Abendessen, heute morgen kein Frühstück? Sollten wir jetzt darunter leiden, dass er den irdischen Bedürfnissen entrückt war?

Meine erste Reaktion war Trotz. Nun sollte er's erst recht nicht erfahren. Ehrensache.

Gegen Mittag fragte ich mich, ob ich die Wichtigkeit des Dokuments nicht vielleicht übertrieb und eine so strikte Zurückhaltung gar nicht angemessen war.

Um drei Uhr nachmittags kam mir die Idee, dass man meinen Onkel ja schließlich auch mit Gewalt zurückhalten könne, falls er sich wirklich auf das befürchtete Unternehmen einlassen wollte. Um fünf schließlich wurde mir schrecklich deutlich, dass mein Onkel ebenso wie ich durch Zufall auf die richtige Lösung kommen könnte, ohne vorher sämtliche Oktillionen von Möglichkeiten ausprobiert zu haben ... alles in allem vortreffliche Gründe, nicht länger mit dem am Ende gar nicht so furchtbaren Geheimnis herauszurücken. Als mein Onkel gegen Abend aufstand, offensicht-

lich, um das Haus zu verlassen, sprach ich ihn an. Er schien mich nicht zu hören. Die Angst davor, weiterhin eingeschlossen und von jeder Nahrung abgeschlossen zu werden, machte mir Mut.

«Onkel, der Schlüssel!»

«Was?» fragte er wie ein Mensch, der plötzlich aufwacht.

«Ich habe den Schlüssel -»

«Den Schlüssel habe ich und damit basta!» sagte er und klopfte sich auf die Tasche.

«Nein, vom Dokument!»

Jetzt sah er mir gerade ins Gesicht, leicht über die oberen Ränder seiner Brille hinweg, er nahm mich beim Arm, unfähig zu sprechen, und fragte mich mit seinem Blick. Ich nickte langsam, während er langsam und ungläubig verneinend den Kopf schüttelte. Ich nickte stärker und merkte, wie seine Augen sich vergrößerten, sein Griff fester wurde. Diese narrenhafte Unterhaltung hätte den gleich-gültigsten Zuschauer fasziniert. Ich bekam plötzlich Angst davor, dass er mich erdrücken würde.

«Durch Zufall habe ich entdeckt, was die Zeilen auf dem Dokument bedeuten ...»

Ich langte zur Seite, griff den Zettel und las die Zeilen flüssig von hinten nach vorn:

*In Sneff els Yoculis craterem kein delibat umbra  
Scartaris Julii intra calendas descendere, audax  
viator, et terrestre centrum attinges. Kod feci.  
Arne Sacknussemm.*

Was auf deutsch heißt:

*Steig in den Krater des Snøeffelsjökull, den der Schatten des Scartaris vor den Kalenden des Juli bestreicht, kühner Wandrer, und du gelangst zum Mittelpunkt der Erde. Das hab ich getan.*

Arne Sacknussemm.

Als mein Onkel diese Nachricht hörte, gewann sein Gesicht die Farbe wieder, vor Freude, Kühnheit und Oberzeugung dehnte er die Brust, faßte sich an den Kopf, rüttelte und drehte ihn, trommelte mit seinem Gesteinshämmerchen auf der Schnupftabakdose und nahm sich wahllos Steine aus den Regalen, um sie in die Luft zu werfen und mit der Fußspitze fortzukicken, schlug dem Lehnstuhl und mir auf den Rücken, klepperte mit der Pinzette über die Buchrücken und schleuderte, auf einem Bein tanzend, die Brille um den Zeigefinger. Schließlich aber beruhigten sich seine Nerven und er fand Worte.

«Wie spät ist es?» fragte er.

«Fast sechs am Abend.»

«Kein Wunder, dass ich Hunger habe. Zu Tisch!»

«Martha muss erst etwas einkaufen gehen, Onkel. Die Tür war -»

«Gut, dann packen wir vor dem Essen.»

## Kapitel 5

Nein! Ich wollte nicht. Ich fühlte mich auf dieser Erde wohl genug und hatte kein Bedürfnis, ihren Mittelpunkt zu sehen. Aber ich wusste, dass ich dem Professor Lidenbrock nur mit wissenschaftlichen Argumenten gegen sein Vorhaben Eindruck machen konnte. Nach dem Abendessen wurde mein Überblick über die Situation wieder besonders klar. Mein Onkel bedankte sich bei mir für die Hilfe, die ich nicht als Neffe, sondern als Fachkollege geleistet hatte, und versprach, mich an seinem künftigen Ruhm zu beteiligen. Vor allem empfahl er mir völlige Geheimhaltung unseres Wissens. «Glaubst du denn, es gibt irgendwo noch einen Verrückten, der imstande wäre, uns zuvorzukommen?» fragte ich.

Das war ein deutliches argumentum ad hominem, aber es zog nicht.

«Vielleicht ist das Dokument aber gar nicht echt?»

«Und das Buch?» fragte er mit überlegenem Lächeln. «Gut, ich gebe zu, dass Sacknussemms Papier geschrieben hat. Aber stimmt der Inhalt? Hat er die Reise gemacht?»

«Das werden wir ja sehen.»

«Mir kommt an diesem Zettel manches spanisch vor. Was zum Beispiel soll Jökull, Snoeffels oder Scartaris bedeuten? Das gibt's doch wahrscheinlich gar nicht!» « Jökull ist isländisch, Snoeffels auch. Mein Freund August Petermann in Gotha hat mir erst vor kurzem eine Karte geschickt, in der wir das alles finden. Hol mal den dreißigsten Atlas im zweiten Fach der großen Bibliothek, Reihe Z, Brett vier.»

Mein Onkel schlug den Band auf und strich mit seinen Fingerspitzen leicht über die Karte.

«Eine der besten Aufnahmen Islands», sagte er. «Der gute alte Henderson! Wie du siehst, tragen alle hier eingezeichneten Vulkane den Namen Jökull. Es heißt Gletscher.»

Nur allzu rasch fanden wir auch den Snoeffels, knapp unter dem 65. Breitengrad an Islands Westküste: einer der höchsten Berge des Landes. Ich hoffte für einen Augenblick, der Krater seines Vulkans sei mit glühender Lava gefüllt oder verstopft, aber mein Onkel wußte, dass die letzte Eruption 1219 stattgefunden hatte. Auch das Wort Scartaris machte ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten.

«Dir mag das dunkel sein, mir dämmert Licht. Der Snoeffels hat mehrere Krater. Aber nur einer führt der Mutter Erde in den Schoß. Was macht der gelehrte Isländer? Er sieht, dass eine der Bergspitzen, der Scartaris, Ende Juni seinen Schatten bis zur Mündung des fraglichen Kraters wirft. Unveränderliches Kennzeichen! Genauer geht's nicht mehr.»

«Ja, schon gut, geschenkt, zugegeben, Sacknussemms Papier ist in sich richtig. Aber dass er selbst diese Reise unternommen hat und wieder zurückgekehrt ist, das halte ich für unmöglich!»

«Wieso?»

«Alle wissenschaftlichen Theorien sprechen dagegen.»

«Gräuliche Theorien! Die genieren mich nicht.»

«Ich bitte dich. Beim Eindringen in die Erdkugel nimmt die Wärme im Durchschnitt mit je 20 m Tiefe um 1 ° zu. Da der Radius bei über 6.300 km liegt, muss die Temperatur im innersten Kern 315.000° sein, wenn das Verhältnis der Zu-

nahme gleich bleibt. Die Stoffe im Erdinnern treten als glühende Gase auf, da weder Metalle noch Steine einer solchen Hitze widerstehen können.»

«Axel, du bist ein junger Springer, die Hitze macht dir Eindruck und hat dich so verwirrt, dass du die geothermische Tiefenstufe schon gar nicht mehr recht kennst. Sie beträgt im Durchschnitt 33 und nicht 20 m. Was aber ist sie wirklich? Eine bloße Zahl. Kein Mensch weiß genau, wie's da drinnen aussieht. Keiner hat tief genug gebohrt. Immer nur angekratzt. Eine Theorie erhebt sich. Eine neue stürzt sie um. Fourier glaubte, die Planetenräume würden immer kälter. Unfug. Ist nirgends kälter als -40° bis -50°. Warum nicht auch mit der Wärme? Sie erreicht vielleicht eine gewisse Höhe, und damit gut. Dabei bleibt's dann. Weshalb gleich mehr? 300.000? Glühendes Gas? Poisson sagt, das hätte unsern Erdball mit seinem Druck schon längst auseinander geblasen. Kein dummer Mensch, Poisson. Eine gewisse notwendige Wärme ja, aber glühendes Gas ist Mist. Gibt's nicht immer seltener Vulkanausbrüche? Na also. Wenn jemals Wärme da war, dann nimmt sie ab, wird sehr schwach. Das ist nicht bloß meine Erfahrung. 1825 kam Humphry Davy durch Hamburg und besuchte mich. Wir sprachen lange über den Kern der Erde. Tagelang. Aber wir verneinten, dass er flüssig sei aus einem sehr überzeugenden Grund, der übrigens noch keinem anderen eingefallen war: die periodischen Beben fehlen.»

«Das ist ein einleuchtender Grund?»

«Ja. Ganz einfach. Wäre der Kern flüssig, würde diese Flüssigkeit ebenso wie das Meer der Anziehung des Mondes

unterliegen. Folglich zweimal täglich Ebbe und Flut im Innern der Erde. Es würde schwappen. Der Boden müsste sich heben - periodische Beben. Schon mal was davon gehört, Herr Neffe? Natürlich nicht. Kommt nämlich nicht vor, gibt's nicht.»

«Aber ich denke, die Erdkruste ist so zerrissen, weil sie beim langsamem Abkühlungsprozess der Erde als erste kalt wurde.»

«Irrtum. Die Erdoberfläche war Verbrennungen ausgesetzt, soviel ist sicher. Und von diesen Verbrennungen allein röhrt auch die Erdwärme her. Die Oberfläche bestand aus großen Mengen Kalium und Natrium, das bei der bloßen Berührung mit Luft oder Wasser in Brand gerät. Nun lass es mal regnen. Wie da die Flammen zischen! Da brechen in der Hitze Spalten in der Rinde auf, das Wasser dringt weiter ein. Bringt neue Schichten zur Entzündung, zur Explosion. Daher die vielen Vulkane in der ersten Zeit nach der Entstehung der Welt. Humphry Davy machte die Probe aufs Exempel. Hatte eine Kalium/Natrium-Kugel, das sollte die Erdkugel sein, da goss er Wasser drauf. Gleich schwoll die Oberfläche, oxydierte, bildete ein kleines Gebirge, an der Spitze brach ein Krater auf, ein Ausbruch erfolgte und erhitzte die Kugel so sehr, dass man sie nicht mehr in der Hand halten konnte. Also: die Hypothesen sind unsicher, eine so gut wie die andere. Nichts ist bewiesen. Deshalb werden wir nachschauen. Dann haben wir Klarheit.»

## Kapitel 6

Nach dieser Ansprache glühte ich im Genie- und im Narrenfieber. Ich konnte das, was ich tatsächlich glaubte, nicht mehr von dem unterscheiden, was mein Onkel Lidenbrock mir eingeredet hatte. Bei dem Gedanken an den Abstieg in den dichtdunklen Schoß der Erde wurde mir das Kabinett meines Onkels zu eng; ich floh. Die Gassen Hamburgs hatte ich bald durchquert und wanderte nun mit langen Schritten das Elbufer ab, schweifenden Blicks, die Pfeife im Mund. Ein eigenartiges Gefühl beherrschte mich und trieb mich an: die Empfindung der Kühnheit des Unternehmens zog mein Herz schreckhaft zusammen, die Vorstellung von Kraterloch und Abenteuer ließ es wieder schwollen. Wie tief mochten wir gelangen? 100 m? 1.000? Durch die Schale hindurch? Und: wo hörte die Wahrheit auf, wo begann der Irrtum? Allmählich nur wurden meine Schritte langsamer, ich sah wieder Einzelheiten in der Landschaft und konnte kühler überlegen. Mein in Gedanken halb gepackter Koffer blieb stehen, und das Bewusstsein kehrte mir aus den Abgründen in meinem Innern zurück. Eine gute Stunde nach der Größenanwandlung erkannte ich, dass ich einen Bogen um die Stadt geschlagen hatte und nach Altona unterwegs war. Ich begann einen Sinn in meiner Flucht zu sehen und schlug den kürzesten Weg zu dem Hause ein, in dem Graubens Altonaer Verwandte wohnten.

Grauben war über meine Ankunft überrascht und freute sich, dass ich sie abholen kam. Aber sie merkte bald, welche Unruhe mich beherrschte. Ich griff zu oft verstört und heftig

nach ihrer Hand, als dass sie's für den normalen halb seligen, halb werbenden Griff hätte halten können. So fasst man nach Schürzen, nach Strohhalmen, Rettungsringen.

«Axel, was ist dir?» fragte sie.

«Ach, Grauben», sagte ich.

Hier, in der Wohnstube ihrer Altonaer Tante, über dem schokoladenbraunen Kaffee in den großen blauweißen Wedgewood-Tassen schien mir die Idee des Onkels so kalt und so grausam wie nie zuvor. Das war Graubens, meine Welt, die wir ehrbar im Tagebau bestellen konnten. Wozu sollte ich wie ein Maulwurf unter die Erde?

«Ach, Grauben», sagte ich. «Wozu soll ich wie ein Maulwurf unter die Erde? Aus einem verschlüsselten, geheimen Dokument des 16. Jahrhunderts hat der Onkel Lidenbrock erfahren, auf welchem Weg, durch welchen Kratereinstieg, welche Schlünde man zum Mittelpunkt der Erde gelangt. Dieser Alchimist, dieser Sacknussemm hat's getan, und Herr Lidenbrock muss seinen Spuren folgen. Und ich, sein Neffe, dein Axel, soll mit unter Tag!»

Sie hatte ihre Kaffeetasse abgesetzt und sah mich lange schweigend an.

«Axel!» sagte sie endlich.

«Grauben, Liebste! Ich wusste, du würdest mich verstehen!»

Ich war bei ihr.

«Ach, wird das eine schöne Reise! «

Ich sprang auf, sprang zurück, stellte mich mit dem Rücken zur Wand bei diesen Worten. «Was sagst du, du?»

«Eine schöne Reise, um die ich dich beneide. Die richtige Reise für den Neffen eines großen Gelehrten. O du, ich bin so stolz.»

«Das sagst du, du?»

«Ja. Ich finde es schön, wenn ein junger Mann sich durch ein großes Unternehmen auszeichnet -»

O Frau, o unbegreifliches junges Mädchen! Grauben, die Steinkundige, die Zärtliche, die Vierländerin, mein Inbegriff des Ewigweiblichen, sie stieß mich hinab. Dieses Kind schickte mich unter die Erde mit Pickel und Hacke, Schippe und Seil, als seinen Ritter, der Ruhm erwirbt, einen Prinz Eisenerz des 19. Jahrhunderts. Und die Gefahren, die den Höhlenforschenden Geliebten bedrohten, zählten nicht? Was galt ihr eines Toten Spatenruhm? Sie schien an diesem Abend neu beseelt. In ihren Augen stand ein Leuchten, wie ich es lange nicht mehr gesehen hatte.

«Lass uns heimgehen zum Onkel», sagte sie. «Er wird eine Hilfe beim Packen brauchen.»

«Aber bis zum 1. Juli ist noch eine Menge Zeit! Bis dahin kann sich noch vieles ändern, vielleicht sogar der Onkel!»

Mit der ganzen Strenge ihrer Liebe sah sie mich an, und ich stand wortlos auf. Was sollte ich tun? Wir gingen durch die Abenddämmerung die Elbe entlang nach Hamburg zurück. Noch war nichts zu befürchten. Vielleicht hatte der milde Abend meinen Onkel sogar etwas beruhigt. Er würde im Bett liegen, sich ordentlich ausschlafen nach den Überreizungen der letzten Zeit, Martha in der Küche würde Grauben und mir noch einen Teller mit Broten richten, eine Kanne Bier aus dem Keller ... Aber in der Königstraße zeigte sich schon von weitem, dass Graubens Ahnung und Aufbruch wirklichkeitsnäher war als mein Elbtraum. Um das Haus Nr. 28 herum brannten Laternen, es lärmte, ich

unterschied im Geschrei die Stimme meines Onkels und zehn anderer Männer. Es waren Packer.

«Da kommt der Unglücksmensch!» rief Lidenbrock mir schon von weitem zu. «Du hast kostbare Zeit vertan. Grauben soll dir deinen Koffer, besser einen Reisesack. Und deine Papiere in Ordnung. Mir fehlt ein Schlüssel.

Martha, wasch die Gamaschen!»

Grauben war vorausgelaufen, um Lidenbrock zu begrüßen. Ich stützte mich schwer auf Martha. «Also wir reisen ...»

«Herr Axel, ist der Herr Professor ...?»

«Ja, Martha, ich fürchte, diese Reise hat ihm den Rest gegeben.»

«Wohin soll's in Gottes Namen gehen?»

Ich deutete mit dem Daumen der Rechten nach unten.

«In den Keller!» schrie die Alte und schien etwas vom Wahnsinn dieser Reise zu spüren. Ich ließ mich auf einem Haufen Strickleitern vor dem Hause nieder. Zu meinen Füßen lagen Fackeln, Blechflaschen, Haken mit Ringen, Spitzhacken, Spaten und Stöcke. Trotz des Arbeitslärms um mich herum nickte ich rasch ein und wurde halbschlafend von Grauben emporgezogen und an mein Bett geführt. In dieser Nacht träumte ich von Abgründen und Erdspalten, die sich öffneten, von Blasen, die langsam und lautlos an der Oberfläche von Schlickseen zerplatzten, ich stieg die schwärzesten Kamine hinab, auch wiederholten sich Phallträume, die ich schon oft hatte, mit der größten Intensität und steigerten sich ins Unendliche, zu einem Fall von Riesenausmaßen, nach dem ich erschöpft und zerschlagen erwachte.

Ich hörte Graubens Stimme an meiner Tür, obwohl es noch sehr früh am Tag war, wie ich am Licht vor den Fenstern erkennen konnte. Sie rief nach mir, um mich zu wecken, und ich wankte aus dem Bett.

«Axel, mein Lieber», rief sie mich lachend an, als ich die Tür einen Spalt öffnete. «Es geht dir besser, wie ich sehe, die Nacht hat dich beruhigt.»

«Beruhigt», sagte ich tonlos. «Ich habe heut morgen beim Packen mit dem Onkel über die Reise gesprochen. Ich bin so froh, dass du mit ihm fahren darfst. Er ist ein so kühner, mutiger Gelehrter ...! Er hat mir erzählt, wie er den Abstieg bewältigen will, aber ich konnte gar nicht richtig zuhören, ich musste immer an den Ruhm später denken, von dem auch ein Teil auf dich fallen wird, mein Liebster ... Welch eine Reise! Wenn du zurückkehrst, wirst du seinesgleichen sein, wirst du frei sein, frei zu reden, frei zu handeln, frei zu freien ...»

Hier stockte sie.

«Dies also meine Freiheit», sagte ich.

Jetzt trat mein Onkel aus seinem Zimmer und kam über den Flur.

«Junge, beeil dich», sagte er. «Wenn wir wieder hier sind, ist Freizeit genug zum Schwatzen.»

«Aber wollen wir wirklich heute reisen? Jetzt ist grad der 26. Mai, und bis zum Juniende -»

«Schnack! Glaubst du, nach Island ist so leicht? Von Kopenhagen nach Reykjavik geht's nur einmal im Monat. Am 22. Ist schon weg, frag Lieffender & Cie.! Und 22. Juni? Das ist zu spät, dann sehen wir *SnefjelsYoculius craterem kein delibat umbra Scartaris* nicht mehr. Pack deinen Koffer!»

Heiter plaudernd trat Grauben zu mir ins Zimmer und nahm sich meine Reisetasche vor. Sie bemerkte nicht, mit welchem Fatalismus ich mich ankleidete, denn sie begleitete jedes Stück, jede Socke, jeden Kragen, den sie packte, mit erklärenden Worten. Hätte ich wirklich zugehört, hätte ich eine Menge über Island und vielleicht noch anderes erfahren.

Unten im Esszimmer, wo mein Onkel sein Frühstück hinunterschläng, entdeckte ich, dass es erst kurz nach fünf Uhr morgens war. Martha brachte Brote und Kaffee für mich, aber ich kam nicht zum Essen, weil sie ihre Arme um mich schlang und um mich weinte. Lidenbrock räusperte sich ungehalten, Martha fuhr noch lauter weinend zurück in die Küche. Grauben begann jetzt mit kleineren Gepäckstücken in den Händen auf und ab zu gehen. Da brach von der Straße her das Rasseln des Pferdewagens in die Morgenstille. Die Kutscher, die uns zum Altonaer Bahnhof bringen sollten, waren da. «Wo ist das Gepäck?» fragte Lidenbrock.

«Wo ist es? Ich weiß nicht.» Es war ein verzweifelter letzter Versuch.

«In seinem Zimmer, oben», rief Grauben. Sie war schon hin aufgestürmt. Im Augenblick der Abreise, der danach folgte, sah ich mein Leben deutlich vor mir, und Grauben, jetzt meine Braut, hernach meine Frau, hielt es fest in ihrer Hand. Und wenn ich bis zum Mittelpunkt der Erde stieg: ich konnte sie nicht verlieren.

## Kapitel 7

Von Altona, der Hamburger Vorstadt, aus kamen wir nach zwanzig Minuten Eisenbahnfahrt auf holsteinisches Gebiet. Der Zug fuhr nach Kiel. Wir waren unterwegs. Ich versuchte mir vorzustellen, dass wir an den Belt reisten, um dort Ferien zu machen. Vor den Fenstern zog eine ungeheure Käche wenig aufregender Ebenen vorbei, einförmig, schlammig, nicht sehr fruchtbar. Plötzlich erkannte ich, wie hervorragend geeignet die Landschaft zur Anlage von Eisenbahnlinien war. Ich wandte mich ab. Mir gegenüber saß mein Onkel und faltete Sacknussemms Dokument so klein, dass er es im Brustbeutel unterbringen konnte. Der Ferientraum ging schmerhaft zu Ende. Die Unrast meines Onkels richtete sich jetzt, nachdem das Dokument einen neuen Platz gefunden hatte, auf die Taschen und Reisesäcke. Er öffnete einen nach dem andern und kramte ein wenig darin herum. Wir sprachen kein Wort miteinander, obwohl wir allein saßen.

Aber diese Unruhe in dem Abteil, das die Waggonachsen durch die holsteinische Gegend trugen, war ein noch sanfter Wind gegen den Tag, den wir in Kiel zubringen mussten. Lidenbrock hatte zu gut kalkuliert. Der Dampfer nach Kopenhagen, die Ellenora, ging erst 9 Stunden nach unserer Ankunft ab. Dieser Tag ist als das neunstündige Kieler Fieber in mein Gedächtnis eingegangen. Die ersten Stunden gelang es meinem Onkel Lidenbrock, die Angestellten der Reiseagenturen für seine Unruhe zu interessieren, aber ab Mittag blickten sie nicht einmal mehr von ihren Schreib-

tischen auf, wenn er kam, und mein Onkel kehrte sich gegen mich. Am Nachmittag war Lidenbrock zu einem scharfen Anprangerer der Missstände in den Verkehrsministerien und auch den restlichen Abteilungen der Regierung geworden. Ich drängte ihn an die Ufer der Bucht und lenkte, da es mir weniger gefährlich schien, seinen Reformwillen auf die verwahrlosten Wege, schiefsitzende Nester im Gebüsch und die unregelmäßig verteilten Badehäuschen an den herrschaftlichen Villen im Hintergrund.

Die Nacht der Überfahrt war mondlos und stürmisch bewegt. Einige Feuer schimmerten an den Küsten, schließlich auch ein Leuchtturm, ich weiß nicht, von wo. Gegen 7 Uhr früh landeten wir an der Westküste von Seeland in Korsör. Unser Gepäck wurde sofort umgeladen, und wir bestiegen den Zug nach Kopenhagen. Wieder diese flache Landschaft, Holstein vergleichbar. Man konnte denken, der Belt sei nur ein großer See, landumschlungen. In das Schlagen der Waggonachsen mischte sich das Fußstrapzeln meines Onkels, der die ganze Nacht kein Auge zugetan hatte. Dann tauchte zur Linken in der Ferne Wasser auf, zur Rechten in der Nähe, unmittelbar, ein ungeheurer Bau, der wie ein Spital aussah, ein Zeichen am Weg.

«Der Sund!» rief mein Onkel Lidenbrock.

«Das Irrenhaus», erklärte ein Reisegefährte.

In Kopenhagen tat mein Onkel über den Direktor des Museums für Nordische Altertümer, Herrn Thomson, an den er vom hamburgischen Konsul einen herzlichen Empfehlungsbrief mitbrachte, rasch eine Möglichkeit auf, nach Island zu kommen. Die Walküre, eine kleine dänische Korvette,

sollte am 2. Juni auslaufen. Der Kapitän Bjarne dachte sich nichts dabei, aber mein Onkel fand die Auskunft großartig, er fiel Herrn Bjarne um den Hals und schüttelte ihm mehrmals herzlichst die Hand. Bjarne wurde mißtrauisch und erhöhte den Fahrpreis.

«Recht schön, recht schön», sagte Lidenbrock glücklich und zahlte gleich etwas an. «Wir haben ein Schiff, was brauchen wir mehr. Jetzt wollen wir frühstücken gehen.»

Auch dieses Frühstück ist mir in Erinnerung, denn wir fanden am Kongens-Nytorv Nr. 5 eine kleine Restauration, wo der Chef - ein Franzose mit dem Namen Vincent- selber kocht, und dort ist man sehr gut und nicht einmal teuer, vier Mark für ein reichliches Frühstück. Leider hatte mein Onkel Lidenbrock bereits Magenschmerzen und war, obwohl er nach Frühstück verlangt hatte, wenig zu schwerem Essen aufgelegt, als wir an den besonnten Tischchen vor dem Lokal saßen. Er bat schroff um ein Glas Milch und eine Scheibe Weißbrot, was Monsieur Vincent wegen der Phantasielosigkeit offensichtlich ärgerte. Ein französisches Restaurant in Dänemark findet man nicht alle Tage. Ich versuchte durch meine Bestellung die Scharte wieder auszuwetzen. Ich freute mich so sehr auf die Stadtbesichtigung, die wir anschließend vornehmen wollten. Aber Lidenbrock verdarb mir den Spaß. Mit weit ausgreifenden staksigen Schritten und leicht vorgebeugtem Oberkörper (dabei die Hände auf dem Rücken verschränkt) schritt er neben mir her und starrte geradeaus. Ich schreibe hier auf, was wir besuchten und betrachteten, damit er es nachlesen kann, denn damals nahm er nichts davon wahr: den Königspalast,

die hübsche Brücke aus dem 17. Jahrhundert, das ungeheure Grabmal Thorwaldsens, das Schloß Rosenborg in einem recht schönen Park, die Börse mit ihrem Drachenschwanzturm und die großen Mühlen der Festung. Hier, im schattigen Buschwerk, in dessen Schoß die Zitadelle Frederikshaven liegt, deren Kanonen zwischen Hollunder und Weidengezweig ihr schwarzes Rohr vorstrecken, dachte ich zum erstenmal wieder an Grauben.

Der Glockenturm auf der Insel Amager, die den südwestlichen Teil Kopenhagens darstellt, erregte als erstes und einziges Bauwerk die Aufmerksamkeit meines Onkels. Er drang darauf, dass wir mit einem kleinen Dampfboot dort hinüber fuhren. Vom Quai Dock-Yard aus sind es nur wenige enge Straßen bis zur Frelsers-Kirken, zu welcher der Glockenturm gehört. In den Straßen arbeiteten in halb gelben, halb grauen Hosen Galeerensträflinge unter der Peitsche von Aufsehern. Die einzige Merkwürdigkeit dieser Kirche besteht in der Turmtreppe, die sich oberhalb der Plattform außen um die Spitze windet.

«Da hinauf!» sagte Lidenbrock. «Das ist es.»

«Um Gottes Willen, ich bin schwindelig.»

«Deswegen. Jetzt komm.»

«Aber Onkel, mein innerstes Wesen hat keineswegs die Unempfindlichkeit des Adlers -»

«Bleib hinter mir. Im Snoeffelsjökull sind keine Treppen. Sei froh, dass du hier welche hast.»

«Aber wir steigen dort hinunter, nicht hinauf. Da ist doch ein Unterschied!»

Auf der inneren Wendeltreppe ging alles ganz gut. Aber

sowie wir ins Freie traten, wurde mir schlecht. «Niemals! Nein! Ich steige diese Treppe nicht.» «Sei nicht so feig! Steig!» Aber erst als Lidenbrock mich am Kragen nahm, brachte ich meine weichen Knie ein paar Treppen höher. Ich spürte die Windstöße mit dem ganzen Körper und fühlte, wie der Turm mitsamt der Treppe schwankte. Schließlich hatte Lidenbrock mich bis zur Spitze geschleift.

«Jetzt mach die Augen auf, Neffe», sagte er. «Lerne in den Abgrund zu schauen, ohne zu schaudern.»

Unter uns lagen die Häuser platt und zerdrückt am Boden. Über mir standen Wolkenformationen starr am Himmel, eine Landschaft, unter der wir uns in phantastischer Geschwindigkeit mit unserem Turm fortbewegten. In der Ferne teilte sich die Welt in braungrüne Felder und blaugrünes Meer, das im Sonnendunst lag. Man konnte einige weiße Segel erkennen. Weiter östlich, kaum zu sehen, entmischtete sich aus dem nebligen Dunst das schwedische Festland. Ich sank auf das Treppengeländer und übergab mich.

Fünf Tage lang wurde die Anti-Schwindellektion fortgesetzt, und ich lernte dabei, die Dinge von einem höheren Standpunkt aus zu sehen.

## Kapitel 8

Die Walküre hatte für Reykjavik Kohlen, Haushaltswaren, Tongeschirr, Wollkleidung und Getreide geladen. Wir stiegen am 2. Juni, 6 Uhr morgens zu, mit Seilen und Säcken, mit Pickel und Pack. Außerdem mit Empfehlungsschreiben an Graf Trampe, den isländischen Statthalter, an Herrn Pictursson (den Koadjutor des Bischofs) und an Herrn Finsen, den Bürgermeister von Reykjavik.

«Haben wir günstigen Wind?» fragte mein Onkel den Kapitän Bjarne, als er das Deck betrat.

«Südost», antwortete der Kapitän.

«Das ist die Hauptsache. Nun los!»

Viel mehr sprach Lidenbrock während dieser Reise nicht, er hielt sich vielmehr in seiner Kabine unter Deck auf, da ihm schlecht war. Vielleicht hätte ihm die frische Luft gut getan, aber er schämte sich seiner Schwäche und schloss sich deshalb ein. Der Zweimaster setzte volle Segel und stach in See. Mein Onkel unter Deck sah nicht, wie die dänische Hauptstadt zurückblieb und sich mit den Fluten des Üresunds vermischt, hörte mich nicht flüstern, als wir Helsingör passierten, «ach du erhabener Narrenschatten auf Kronborg, es wird dir gefallen, was du hier vorbeifahren siehst. Der unter Deck und ich steigen in ein tiefes Loch, um zu sehen, was die Welt im Innersten zusammenhält: das müsste dich doch interessieren!», und mein Onkel hörte nicht, wie die Segel der Walküre sich mit den Winden des Kattegat füllten und das Schiff am Kap Skagen vorbei ins Skagerrak drückten. Und mein Onkel sah nicht, wie wir's

Kap Lindesnes an der Südspitze Norwegens streiften und in die offene Nordsee stachen und hörte nicht, wie die Männer zwei Tage später die schottische Küste ausriefen. Jetzt hielt die Walküre zwischen Orkney- und Shetland-Inseln auf die Färöer zu. Lidenbrock sah nicht, denn seine Kabine war dunkel, und er hörte nicht, denn die Trennwände krachten unter dem Schlag der atlantischen Wellen. Es entging ihm der Anblick der zerklüfteten isländischen Küste vom Kap Portland an der Südspitze der Insel bis in die Bucht von Reykjavik an der Westseite, durchbrochene Felsen, welche das Meer mit schäumender Kraft auswäscht. Als aber die Walküre anlegte und die Reise beendet war, stieg Lidenbrock aus dem Schiffsleib empor an Deck, öffnete nach der langen Dunkelheit und Konzentration seine Augen, blickte nach Norden, wo sich eine Landspitze mit einem schnebedeckten Doppelkegel ins Meer schiebt und die Bucht begrenzt, und rief: «Der Snoeffelsjökull! Ja, der Snoeffels.» Wir sahen ihm an, dass er in diesem Augenblick wiederhergestellt war. Am Ufer hatte sich bereits eine Menschenmenge versammelt, denn die Ankunft eines Schiffes bedeutet hier eine willkommene Abwechslung. Mein Onkel fand bald den Baron Trampe und den Bürgermeister Finsen heraus, zwei prächtig uniformierte Herren von höchst ziviler Zuvorkommendheit, als sie von Lidenbrock die Kopenhagener Empfehlungspost bekamen. Der Koadjutor Pictursson war leider auf Bekehrungsreise in den Norden des Landes gefahren. Für die netteste Bekanntschaft aber hatten wir keinen Empfehlungsbrief: für Herrn Fridriksson, einen Naturkundelehrer aus der Schule in Reykjavik. Er war

übrigens der einzige, mit dem ich mich verständigen konnte, denn er sprach wenigstens Latein. Trampe, Finsen und auch Fridriksson staunten über die Menge unserer Ausrüstungsgegenstände. Mein Onkel war nicht bereit, genaue Auskunft darüber zu geben.

«Ein paar Spaziergänge hier, ein paar Klettereien dort. Alles rein privat», sagte er.

Fridriksson stellte uns zwei Zimmer in seinem Haus zur Verfügung. Lidenbrock ging mit ihm, während ich beschloss, mich zuerst in der Stadt umzusehen. Das war ein trauriges Geschäft. Ich hatte Reykjavik und Umgebung nach drei Stunden durchschaut. Keine Bäume, fast keine Vegetation, überall stößt das spitze vulkanische Gestein durch die Lehmdecke des Bodens. Darauf ducken sich die Hütten der Isländer, einfache Dächer, die auf den Boden gesetzt sind und auf denen durch die Wärme, die sie von den darunter hausenden Bewohnern erhalten, das beste Gras der Insel wächst. Das Städtchen Reykjavik mit seinen zwei Straßen, an denen die Häuser aufgereiht sind, liegt zwischen zwei Hügel eingebettet. Die am Ufer entlang führende Straße ist mit Blockhütten aus rötlichen Holzbalken besetzt, darin wohnen die Geschäftsleute und halten ihre Läden. Die zweite Straße wird von den Häusern des Bischofs und der übrigen Bewohner gesäumt. Beide Straßen sind düster und trübe, ich sah bisweilen farblose Grassoden auf dem Boden, fleckiges Gemüse auf winzigen Beeten und hängende Levkojen, denen die Sonne fehlte. Die wenigen Leute, die vor den Hütten standen, trockneten und salzten Kabeljau mit mürrischem Gesicht. Es sind kräftige blonde

Menschen, deren Augen gedankenvoll verschwimmen, sie bewegen sich schwerfällig, arme Verbannte, von der Natur verdammt, an der Grenze des Polarkreises zu leben, was ihnen als Eskimos leichter gefallen wäre. Manchmal lachten sie, aber ich sah, dass es unwillkürlich war. Die Angesichter der Frauen sind angenehm, aber ausdruckslos. Diesen Boden und die Häuser darauf, die Straßen und die Menschen darin zu betrachten war für mich eine Beschäftigung von tiefer Traurigkeit. Hier ist der Friedhof sehr groß.

Als ich zu Fridrikssons Haus zurückkam, hatte mein Onkel inzwischen bereits die Bibliothek aufgesucht und war wieder da, ärgerlich, wie mir schien. Wir setzten uns zum Abendessen, und ich bin in der Lage, die Unterhaltung zwischen Fridriksson und Lidenbrodt wiederzugeben, weil mein Onkel deutsche, der Isländer lateinische Sätze in die Rede mischte.

«Wie fanden Sie unsere Bibliothek?» fragte Fridriksson. «Wir sind ein bisschen stolz darauf, denn unter den 8.000 Bänden sind allerhand wertvolle und seltene altskandinavische Werke, außerdem natürlich alle Neuerscheinungen, die jedes Jahr aus Kopenhagen herüberkommen...»

«Ach was», sagte mein Onkel Lidenbrock wegwerfend, «alles zerrissen, lauter leere Regale!»

«Ja natürlich, in den Regalen stehen die Bände nicht! Sie sind ausgeliehen, ständig im Umlauf. Man liest hier gern. Wir haben ja viel Zeit. Alle Fischer, alle Bauern können lesen, das ist hier normal. Weshalb sollen die Schwarten hinter Schloss und Riegel verschimmeln?»

«Und der ausländische Forscher, der sich ...»

«Der hat in seiner Heimat genug Bibliotheken. Die besondere Situation, in der unsere Bevölkerung lebt, macht es für sie sehr wichtig, dass sie liest und sich bildet. Das liegt dem Isländer auch so im Blut; er gerät gern ins Nachdenken. Wir haben deshalb bereits 1816 eine literarische Gesellschaft gegründet, die Lesungen veranstaltet und mit bedeutenden Gelehrten des Auslands korrespondiert. Wenn Sie wollen ...»

Mein Onkel gab durch Handaufheben das Zeichen, dass er einverstanden war, als korrespondierendes Mitglied dieser Gesellschaft anzugehören.

«Haben Sie in der Bibliothek übrigens etwas Besonderes gesucht? Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein?»

Mein Onkel steckte sich einige Gabeln voll Fisch in den Mund, um nicht gleich antworten zu müssen. Ich konnte mir denken, dass er jetzt scharf überlegte, wie viel er Fridriksson sagen durfte.

«Ahme Msackmussem», sagte er schließlich mit noch halbvollem Mund. «Ich suche nach Schriften von Arne Sacknussemm.»

«Die Zierde der isländischen Literatur und Wissenschaft!»

«Ganz recht. Haben Sie Arbeiten von ihm?»

«Nein. Die gibt es weder auf Island noch anderswo.»

«Warum nicht?»

«Weil er als Ketzer verfolgt wurde und der Henker 1573 in Kopenhagen all seine Werke verbrannte.»

«Ausgezeichnet!» rief mein Onkel.

«Ich bitte Sie!» sagte Fridriksson.

«Es passt alles, alles klärt sich, alles gehört zusammen. Natürlich musste er sein Geheimnis in Geheimschrift, damit die

Inquisition ...»

«Was für ein Geheimnis?»

«Ach was», sagte mein Onkel laut und unwillig. «Bloße Spekulationen. Das soll einen ernsthaften Wissenschaftler wie Sie nicht anfechten, Professor Fridriksson!» Der Naturkundelehrer merkte, dass es meinem Onkel unangenehm war, weiter darüber zu sprechen, und er wechselte das Thema.

«Nachdem Olaffen und Povelsen, Troil, Gaimard und Robert, und neulich auch die Gelehrten auf der Fregatte >La Reine Hortense<, sich genauer um die Beschaffenheit unserer Insel gekümmert haben, werden Sie doch sicher auch einige mineralogische ...»

«Aber sicher, sicher. Ich komme etwas spät, aber es gibt noch genug zu tun, denke ich.»

«Berge, Gletscher oder Vulkane?»

«Mir fiel dieser Doppelkegel da auf, als wir heute ankamen. Der Snoeffelsjökull, vermute ich. Kennen Sie ihn?»

«Ja, ein merkwürdiger Vulkan. Der Krater ist noch nicht oft besucht worden.»

«Erloschen.»

«Seit fünfhundert Jahren.»

«Vielleicht schauen wir da mal zuerst rein.»

«Wie schade, dass ich Schule halten muss, sonst wäre ich gern mitgekommen.»

«Das können Sie Islands Kindern nicht antun!»

«Nein, nein, ich sagte ja: schade. Wie wollen Sie übrigens hinüberkommen? Zu Wasser geht's nicht.»

«Wieso nicht?»

«Wir haben kein Schiff mehr hier.»

«Bassa Manelka!»

«Aber der Landweg ist bei weitem interessanter. Sie müssen nur einen guten Führer haben.»

«Wüssten Sie einen?»

«Vielleicht schon. Er wohnt auf der Halbinsel drüben und ist Eiderdaunenjäger.»

«Wann kann ich ihn sehen?»

«Morgen.»

«Heute nicht mehr?»

«Heute nicht mehr», lächelte Fridriksson.

«Morgen.»

«Also morgen», seufzte mein Onkel Lidenbrock.

## Kapitel 9

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hörte ich meinen Onkel im Nebenzimmer Dänisch reden. Bisweilen unterbrach ihn eine tiefe, ruhige Stimme. Ich sprang auf, kleidete mich an und ging hinüber.

Mitten im Zimmer stand ein großer, kräftig gewachsener Mann mit verschränkten Armen und sah meinen Onkel an, der um ihn herumging und gestikulierte. Der starkknochige Kopf des Mannes trug vertrauen erweckende Gesichtszüge mit tiefverständigen blauen Augen. Das Haar war selbst nach englischen Begriffen rot, es fiel ihm bis auf die Schultern. Er bewegte die Arme beim Reden nicht, wiegte nur, fast unmerklich langsam, mit dem Körper. Er schien mir nicht gerade gleichgültig, aber doch gleichmütig und völlig in sich ruhend. Wenn er verneinte, sprach er ein langsames, klares Nein und zog den Kopf einmal von links nach rechts; zur Zustimmung neigte er sich leicht nach vorn.

Ich konnte mir zunächst nicht vorstellen, dass der ernste, phlegmatische und wortkarge Mann, Hans Bjelke mit Namen, ein Jäger sein sollte. Aber dann erklärte mir Fridriksson, was ein Eiderjäger ist, und das passte vor-züglich auf den Mann. Anfang Sommer baut die Eidergans in den Fjordfelsen ihr Nest und polstert es mit den Daunen aus ihrem Federkleid. Dann kommt der Eiderjäger und Daunenhändler und nimmt das Nest an sich. Die Eidergans beginnt ihre Arbeit von neuem. Anschließend ist wieder der Eiderjäger am Zug, und das geht so lange, bis die Gans keine Daunen mehr hat. Dann übernimmt der Ganter den Nest-bau, auf dessen Federn der

Eiderjäger keinen Wert legt. Die Gans kann jetzt ablegen und brüten und hat ein Jahr lang Ruhe. Da die Eidergäse ihre Nester nicht in den steilen Fjordfelsen bauen, sondern auf flach ins Meer laufenden, ist es nicht nötig, dass der Eiderjäger sich stark die Glieder verrenkt. Er sät nicht, erntet aber und wird auch satt. Dieser Hans Bjelke verpflichtete sich, uns zu führen, wenn er dafür wöchentlich am Samstag drei Reichstaler ausgezahlt bekäme. Mein Onkel wollte ihm gleich den Lohn für 3 Wochen geben. Aber Hans Bjelke bestand auf der wöchentlichen Zahlung, und mein Onkel säckelte die Taler wieder ein.

In den nächsten 2 Tagen waren wir vollauf damit beschäftigt, unser Gerät für das Unternehmen zu überprüfen, sinnvoll zusammenzufassen und zu verteilen. Ich gebe hier einen Überblick über die hauptsächlichsten Werkzeuge, die wir uns mitgenommen hatten, weil sich gerade darüber im Buch meines Onkels keine Aufzeichnungen finden:

1. Ein Eigelsches Thermometer mit Hundertstelgradeinteilung, das bis 150° anzeigen konnte - zu wenig und zu viel, würde ich sagen. Zu viel, wenn es die uns umgebende Hitze wäre, zu wenig zur Messung von Quellen oder anderen geschmolzenen Stoffen.
2. Ein Manometer zur Messung des Luftdrucks, denn je weiter wir zum Erdmittelpunkt hinabstiegen, desto größer musste ja der Druck werden.
3. Einen Chronometer (von Boissonas jr. in Genf), der die Zeit des Meridians von Hamburg anzeigen.
4. Zwei Kompassen für senkrechte und waagerechte Messungen.
5. Ein Nachtwalz.

6. Zwei Ruhmkorffsche Apparate, die mit elektrischem Strom Licht erzeugen, tragbar und sicher sind und nicht sehr viel Raum einnehmen.
7. An Waffen zwei Karabiner von Purdley More & Co., dazu zwei Revolver vom Modell Colt. Außerdem bestand mein Onkel auf einer Portion Schießbaumwolle.
8. Zwei Spitzhauen.
9. Zwei Hacken.
10. Eine seidene Strickleiter.
11. Drei eisenbeschlagene Stöcke.
12. Hammer, Beil und Nägel.
13. Ein Dutzend Eisenkeile und Ringschrauben.
14. Ein Knotenstrick, an dem man auf und nieder klettern konnte, rund 90 m lang.
15. Ein - gar nicht mal sehr großes - Paket mit Lebensmitteln. Es enthielt für 6 Wochen getrocknetes Fleisch und Zwieback, außerdem als einzige Flüssigkeit einen Kranawittschnaps.
16. Wasser wollte mein Onkel unter Tage in unsere drei Flaschen einfüllen, er hatte sich von der Idee, dass wir Quellen finden würden, nicht abringen lassen und setzte offensichtlich auch volles Vertrauen in ihre Trinkbarkeit.
17. Eine Reiseapotheke mit gebogenen Scheren, Bruchschielen, Mullbinden, Wunderbse und Aderlaßbecken, dazu Medikamente wie Dextrin, Wundspiritus, Bleiessig, Äther, Essig und Salmiak, alles wenig beruhigende Namen.
18. Schießpulver und Zunder.
19. Ein lederner Gürtel mit reichlich Gold-, Silber- und Papiergele.
20. Sechs Paar Schuhe, die wir mit Teer und Kautschuk wasserdicht gemacht hatten.
21. Schnupftabak.

Einen weiteren Ausrüstungsgegenstand erhielten wir von unserem Gastgeber Fridriksson geschenkt: die Islandkarte 1:480.000 von Olaf Nicolas Olsen, die so viel besser ist als die Handersonsche. Sie wird von der literarischen Gesellschaft herausgegeben und beruht auf den geodätischen Arbeiten von Scheel Frisac und der topographischen Aufnahme von Bjorn Gumlaugsson - für jeden Mineralogen ein kostbares Stück. Es war morgens, 6 Uhr, als wir mit unseren vier Pferden aufbrachen.

Mein Onkel bedankte sich auf isländisch bei unserem Gastgeber, und Fridriksson rief mir den Vergilvers nach:

*Et quacumque viam dederit fortuna sequamur.*

## Kapitel 10

Wir hatten Reisewetter: bedeckten Himmel, ohne Regengefahr oder ermüdende Hitze. Es tat mir gut, auf einem Pferd durch die Landschaft zu reiten, das gab mir ein Empfinden des Natürlichen und Normalen und ließ mich unser wenig geheures Vorhaben bisweilen vergessen. Ich betrachtete das fremde Land, fühlte mich frei und genussfertig wie ein Ausflügler, und wenn ich an das Kraterloch im Snoeffelsjökull denken musste, schien es mir angesichts der weiten Bai und der mächtigen Felsküste so klein, dass wir es womöglich gar nicht finden würden.

Island heißt Eisland und versteht sich aus der Lage dieser Insel zwischen 63° 24' und 66° 33' nördlicher Breite, 300 km von Grönland entfernt. Nur 42.068 qkm von den 104.785 qkm Gesamtfläche sind bewohnbar. Im Westen und Norden schneiden tiefe, im Osten kleinere Fjorde in das Land ein und bilden bisweilen ausgezeichnete Häfen. An der Südküste steigen die Gletscher fast unmittelbar aus dem Meer. Mit Ausnahme schmaler Küstenstriche und der ausgedehnten Flachlandsbucht Faxa vor Reykjavik ist die Insel ein Gebirgsland schauderhaft vulkanischer Natur, eine Fläche mit aufgesetzten Bergmassen, Kegeln und Kuppen. Basalt und Tuff herrschen vor, Trachyte sind seltener. Die warmen Quellen stehen im Zusammenhang mit den vulkanischen Kräften. An nutzbaren Mineralien findet man Zeolith, Kalkspat, Kalzedon und auch einige Schwefel. Das Klima hierzulande ist unbeständig, feucht und, besonders im Osten der Insel, sehr neblig. Das angetriebene Eis liegt an

der Nord- und Ostküste manchmal bis in den Juni oder Juli hinein. Die Tierwelt ist arm an Arten, aber reich an Individuen. An nicht eingeführten Landsäugern gibt es nur zwei: den Eisfuchs und eine besondere Maus. 72 Arten Wasser- und Watvögel, 23 Arten Landvögel (davon aber nur drei lokale Rassen), eine kaum nennenswerte Insekten- und Landmolluskenwelt, dafür aber eine reichhaltige Meeresfauna vervollständigen das Bild. Die wichtigsten Zuchttiere sind Schafe, die gutes Fleisch und wertvolle Wolle liefern. Zuweilen haben sie 4 Hörner. Man darf auch das häufige Auftreten des Hülsenwurms nicht verschweigen, der in den Därmen von 18 % aller Isländer nistet, von der Unreinlichkeit der Schafzucht und dem innigen Zusammenleben mit Hunden begünstigt. Bedeutend ist auch die Zucht von Pferden.

«Ob du's glaubst oder nicht», sagte mein Onkel Lidenbrock, als wir uns dem Bamsefjord näherten, «kein Tier auf der Erde übertrifft das Islandpferd an Verstand. Weder Schnee noch Sturm, weder Felsen noch Gletscher halten es auf, es ist mutig, vernünftig und zuverlässig. Wenn es gilt, einen Fluss oder einen Fjord zu durchqueren, stürzt es sich mit dem Gleichmut einer Amphibie ins Wasser und trägt den Reiter ans andere Ufer. Wenn man es nicht anschreit, sondern nach seinem Kopf traben lässt, kommt man mit ihm ohne Schwierigkeiten am Tag 50 km voran.»

Der Fjord war an dieser Stelle mindestens einen halben Kilometer breit, das Wasser schlug tosend zwischen den spitzen Felsen hoch, an denen sich die rötlichen Tufflager deutlich zwischen den braunen Schichten abhoben.

Lidenbrock machte alle Anstalten, diesen Meeresarm auf dem Pferderücken zu überqueren.

«Wenn es mit dem Verstand dieser Pferde wirklich so weit her ist, schwimmen sie da nicht durch», sagte ich.

«Unfug!» rief Lidenbrock ärgerlich. Er galoppierte ans Ufer hinunter, mit seinen langen Beinen fast auf dem Boden scharrend und in der Entfernung einem sechsfüßigen Kentauren immer ähnlicher. Das Tier ließ sich bis auf die Flucht-distanz an das schäumende Wasser treiben, dann blieb es stehen. Entgegen der Behauptung meines Onkels, die er wahrscheinlich in irgendeiner Schwarze über Island gelesen hatte, entwickelte das Pferdchen keinerlei amphibische Züge, sondern blieb mit dem Gleichmut eines Maulesels auf der Stelle stehen, bewegte sich nur, um auszuschlagen, als mein Onkel die Peitsche schwang. Schließlich ging es sanft in die Knie, machte sich unter meinem Onkel dünn und ließ Lidenbrock wie den Koloss von Rhodos auf zwei Felsstücken über dem Wege stehen.

Wir legten an diesem Tag 40 km zurück und kamen bis Gardär, wo wir übernachten wollten. Hans hatte das so bestimmt. Die Hütte eines Bauern nahm uns auf, und diese Nacht wird mir im Gedächtnis bleiben. Anders als beim Naturkundelehrer Fridriksson, der recht mitteleuropäisch lebte, trafen wir hier mit den Lebensgewohnheiten der Eingeborenen zusammen. Wir hatten kaum vor der Hütte abgesessen, als der Bauer heraustrat, uns die Hand gab und uns folgen ließ. Ein schmaler, dunkler Gang enthielt die Zugänge zu allen vier Räumen der roh gezimmerten Hütte: der Küche, der Webwerkstatt, dem Schlafraum und dem

Fremdenzimmer. Lidenbrock kloppte beim Durchgehen mit seinem Kopf die Decke ab, denn die Raummaße waren natürlich nicht auf seine Größe angelegt. Der Raum, in dem wir schlafen sollten, erhielt sein spärliches Licht durch Fenster aus Hammeldarm. Es war kalt, denn der einzige Raum, der in diesen Hütten geheizt wird, ist die Küche. Wir legten unser Gepäck auf dem Fußboden aus gestampfter Erde ab und besahen kurz die Betten: aufgeschüttetes Moos, dessen hölzerner Verschlag rot bemalt war und den verlockenden Spruch trug: «Nur ein Weilchen im Moose sittsam, bescheiden und rein.» Der Duft des trockenen Mooses mischte sich mit dem Geruch getrockneter Fische, des Pökelfleisches und der sauren Milch in der Speisekammer und prägte sich meiner Nase deutlich ein.

Wir wurden in die Küche eingeladen, deren Einrichtung sich seit Jahrhunderten nicht geändert hat: ein großer Stein als Feuerstätte in der Mitte, darüber das Deckenloch als Rauchabzug. Hier war es warm, hier hielt man sich tagsüber auf, aß und saß miteinander. Beim Eintritt kam der Hausherr auf uns zu, grüßte uns mit den Worten «Sæll ver tu!», seid glücklich! Dann küsste er uns auf die Wange. Nun trat die Frau heran, sagte das gleiche und küsste uns ebenfalls auf die Wange. Anschließend wimmelten 19 Kinder über uns her, blond und blauäugig, Engel mit schmutzigen Gesichtern, die «Sæll ver tu» krähten und Küsse verteilt. Die kleineren beherrschten nur das Küssen und schrien zur Begrüßung. Mein Onkel und ich waren bald mit Kindern überladen. Ich glaube, dass Lidenbrock besonders froh war, als das Essen angekündigt wurde und Stille eintrat. Da öffnet sich die Tür,

und Hans kam herein. Er hatte inzwischen die Pferde besorgt.

«Sæll ver tu» rief er, und daraufhin wiederholte sich, was uns bereits geschehen war: der Hausherr trat ruhig auf ihn zu, um ihn zu küssen, trat dann zurück, um die Frau herantreten zu lassen, um ihn zu küssen, die auch zurücktrat, um die Küsse der Neunzehn an ihm hochbranden zu lassen. Nun setzten sich die Erwachsenen, und auf die Erwachsenen setzten sich die größeren Kinder und auf die größeren Kinder setzten sich die mittleren Kinder und auf die mittleren Kinder setzten sich die kleinen Kinder. Als der Hausherr den Deckel vom Suppentopf abnahm, wurde es sehr still, man hörte das Knistern des Feuers. Es war Moossuppe (gar nicht übel), und danach gab es getrockneten Fisch, in zerlassener Butter gebraten, und Dickmilch, Zwieback und Wacholderbeerensaft als Beilage. Dazu tranken wir Blanda, Molke mit Wasser vermischt. Weizenmus war das Dessert.

Nach der Mahlzeit, die ordentlich sättigte, nahm die Kinderfülle in der Küche langsam ab, der Mann schürte die Glut auf der Feuerstelle, wo Torf,dürre Zweige, Kuhmist und Fischgräten brannten, und die Frau wollte uns Strümpfe und Hosen ausziehen, wie es Landessitte war. Wir lehnten standhaft und höflich ab. Um 5 Uhr am nächsten Morgen reisten wir weiter. Schon 100 m von der Hütte entfernt wurde die Gegend wieder sumpfig und öde. Trotz der zunehmenden Verlassenheit schien es uns manchmal, als bewege sich hier und da ein menschliches Wesen zwischen den graukalten Felsblöcken. Als wir bei einer Umgehung etwas weiter von der Küste abkamen und ins Land hineingerieten, begegneten

wir unvermittelt einem dieser G-espenser. Die Gestalt trug einen haarlosen geschwollenen Kopf, der ganze Leib war mit glänzender Haut überzogen, die nur von grauenhaften Wundkratern durchbrochen wurde. Das Wesen erhob sich schwarz und starr über der öde der Landschaft, und Hans grüßte ein langsames «Sa:ll ver tu!» hinauf. Der Aussätzige antwortete nicht. Der Anblick und die damit verbundenen Gedanken ließen mir die Landschaft noch trauriger erscheinen. Die letzten Kräuter starben mittlerweile unter unseren Füßen, Zwergbirken blieben hinter uns zurück, einzelne Pferde, die ihr Herr nicht mehr füttern konnte, trabten über die düstere Ebene, und hoch über uns flogen Falken nach Süden. Ich wünschte, ich wäre zu Hause geblieben.

Am 19. Juni bekamen wir über eine Strecke von 10 km Lavagrund unter die Füße; wie Ankertau verdröhnt durchzog der Ausfluss den Boden, letzte Rinnale eines ungeheurenen Stromes. Der Qualm heißer Quellen drang an manchen Erdritzen durch. Wir ritten bereits nach Westen, die Faxa-Bucht war umgangen, in rund 50 km Entfernung ragte der Snoeffelsjökull mit seiner weißen Doppelspitze empor. Die runzligen Rücken der Bergmassive mischten ihr Grau am Horizont mit dem Grau des Nebels, der von Osten her die Insel überzog; bisweilen blitzten Schneestreifen daraus hervor, die das Streulicht sammelten und schimmernd auf die Abhänge darüber warfen. Einzelne Spitzen durchstießen das niedrig hängende Gewölk und kamen aus den gleitenden Dunstmassen als helle Klippen vor dem klaren Himmel wieder zum Vorschein.

Am 20. Juni übernachteten wir bei Verwandten unseres Führers in Büdir. Am 21. ging der Ritt bereits über die granitenen Wurzeln des Snoeffelsjökull, die aus der Erde traten wie bei einer alten Eiche. Wir umgingen den Fuss des Vulkans und kamen gegen Mittag vors Tor des Pfarrhauses in Stapi. Der Gipfel, den wir ersteigen wollten, stand jetzt unmittelbar über uns.

## Kapitel 11

Der Stapi-Fjord, an dein sich rund 30 Hütten im kalten Sonnenlicht ducken, das der Berg reflektiert, ist von einer merkwürdigen basaltenen Kaimauer eingefasst. Bekanntlich bildet der Basalt, ein braunes vulkanisches Gestein, oft Formen von überraschender Eigentümlichkeit. Die Natur formt ihn nach den Gesetzen der euklidischen Geometrie, ganz im Gegensatz zu ihren üblichen Gewohnheiten. Während sie sonst ungeordnete Massen aufwirft, in denen man keinerlei Regelmäßigkeit entdeckt, sieht ihre Arbeit hier nach Winkelmesser, Zirkel und Senkblei aus, ein Muster an Ebenmaß, das weder von babylonischen noch von griechischen Wunderbauten übertroffen wird. Der Damm der Riesen in Irland und die Fingalsgrotte auf einer der Hebriden sind andere Beispiele, ich hatte von ihnen reden hören. Hier in Stapi aber sah ich ein solches Naturbauwerk zum ersten Mal mit eigenen Augen.

Dieses Ufer von fremdartiger Schönheit besteht aus einer langen Reihe fast 10 m hoher Basaltsäulen, über denen basaltene Architrave liegen, die zum Wasser hin leicht vorspringen. Eine Reihe von diesen Öffnungen, die dadurch entstanden, schien mir hervorragend durchgebildet und klassisch schön. Die Wogen schäumten unter diesen Arkaden hindurch und hatten bereits viele Säulen zerstört. Die zersprungenen Basaltblöcke lagen am Grunde des Fjords verstreut wie auf einem antiken Trümmerfeld.

Dieser Ort also war die letzte Etappe unserer Reise auf offenem Land. In dem Pfarrhaus, vor dem wir Halt gemacht hat-

ten, sollten wir noch einmal übernachten, dann drohte der Aufstieg; an den Abstieg mal gar nicht zu denken.

Wir sahen im Hof des Hauses einen Mann in lederner Schürze ein Pferd beschlagen. «Pfarrer», sagte Hans.

«Sæll ver tu, Kyrkoherde!» rief mein Onkel Lidenbrock über das Tor. Der Mann hämmerte weiter, ohne aufzusehen. Hans trat jetzt ein, ging auf ihn zu und trug ihm unsere Bitte um ein Nachtlager vor. Auch dabei ließ der ledergeschürzte Pfarrer das Hämmern nicht. Er stieß lediglich einen kurzen Schrei aus, auf den eine fast zwei Meter große Furie aus dem Haus kam. Ich erschrak gründlich beim Anblick dieser Frau und dem Gedanken an den isländischen Begrüßungsritus. Sie aber war so unfreundlich, dass sie gar nicht ans Küssen dachte. Meine Angst verflog rasch. Das Fremdenzimmer roch übel, war eng und starre vor Schmutz. Gastlichkeit kannte man in diesem Hause nicht. Bevor es Nacht wurde, hatte sich der Pfarrer als Grobschmied, Roßtäuscher, Fischer, Jäger und Zimmermann entpuppt, aber der geistliche Herr ließ auf sich warten. Nun war's allerdings ein Werktag; bei dem geringen Gehalt, das die dänische Regierung einem Pfarrer dort oben zahlt, konnte es gut sein, dass er die sanften Sitten nur sonntags aus dem Schrank holte. An den Werktagen musste er für seinen Lebensunterhalt arbeiten, als Fischer, Jäger, Roßtäuscher und Zimmermann eben, da nimmt man gewisse Sitten an. Das Sein bestimmt das Bewußtsein, gewiss. Als der Mann gegen Abend auch noch zu trinken anfing, war das Maß voll, und mein Onkel Lidenbrock erklärte, dass wir bereits am übernächsten Tag abreisen würden.

«Und wo bringen wir dann die Nächte zu?» fragte ich.

«In der Wand», sagte Lidenbrock kalt.

Am nächsten Morgen redete er kurz mit unserem Führer Hans Bielke und erklärte ihm, wohin die Reise gehen solle. Hans nickte dazu nur. Ich war niedergeschlagen, als Lidenbrock mir von diesem für ihn erfreulichen Gespräch berichtete. Bislang hatte ich noch auf die gesunde Vernunft und das unspekulative Wesen unseres Führers vertraut, hatte gehofft, ich könnte mich mit seinem Widerstand gegen meinen Onkel stellen und so vor dem Äußersten schützen. Jetzt aber kam ich mir verlassen vor, fast wie verraten. Ich versuchte ein letztes Mal, mit meinem Onkel zu reden und ihm ein Argument vor Augen zu führen, das meiner Meinung nach ganz beachtlich wog.

«Du willst auf den Snöeffelsjökull», sagte ich. «Respekt. Du willst in den Krater hinabsteigen; auch schön. Man hat davon gehört, dass andere dergleichen überlebten. Aber nun willst du auch noch in das verfluchte Loch hinab, das die Sonne dann und dann beleckt, in das dieser Sacknussemm angeblich eingestiegen ist. Das bedeutet, dass wir uns in den unterirdischen Gängen eines Vulkans verlieren, von dem niemand weiß, wann er wieder ausbrechen wird!»

«Der Gedanke kam mir auch schon», antwortete Lidenbrock. «Ich habe keine Lust, da oben plötzlich als Schlacke wieder herausgeflogen zu kommen», sagte ich. «Empedokles war ein schlechter Geologe.»

«Wir dürfen nicht tollkühn sein, das ist mir klar», antwortete mein Onkel bedächtig. «Seit wir in Stapi sind, denk ich darüber nach. Hab auch Leute gefragt. Hab den Boden be-

obachtet. Es steht kein Ausbruch bevor.»

Er sah wohl, wie wenig mich diese Versicherung befriedigte, denn er bat mich jetzt, mit ihm zu kommen. Er führte mich einen Weg entlang, der durch eine Öffnung der Basaltwand am Ufer ins Land hineinführte, und machte vor einem großen Feld, das mit vulkanischem Auswurf bedeckt war, halt.

Ich sah an verschiedenen Stellen Rauchwirbel emporsteigen, das sicherste Zeichen für vulkanische Tätigkeit. Es klang deshalb verblüffend, als mein Onkel mit einem Hinweis auf diesen Rauch aus der undichten Erde sagte: «Da siehst du den Beweis, dass wir vom Snøeffelsjökull nichts zu befürchten haben. Der Berg ist seit 600 Jahren stumm. Aber wer Augen hat zu sehen, der weiß! Vor jedem Ausbruch nehmen die Rauchabsonderungen zu. Während der Berg speit, bleibt der Rauch dann aus. Und sie sind seit langem gleich, ich habe mich umgehört. Das Wetter ist außerdem regnerisch, es geht Wind. Also haben wir keinen Ausbruch zu befürchten. Sonst wäre nämlich die Luft ruhig und drückend.»

«Aber das sind doch höchst ...»

Die Wissenschaft hatte mein letztes Argument zerstört. Jetzt blieb mir nur noch eine geheime, tief und mit Inbrunst gehegte Hoffnung: dass das Loch auf dem Kratergrund zu verschüttet oder überhaupt nicht da wäre, wenn wir hinabgestiegen kamen. Dass die ganze Verführung durch Sacknussem sich als böser Traum enthüllte! Dass ich heimkehren könnte ...

Am Freitagmorgen, 23. Juni, stand Hans mit drei Trägern vorm Haus und erwartete meinen Onkel und mich. Wir nah-

men jeder ein Gewehr, eine Patronentasche und einen Stock, das übrige Gepäck teilten sich die 4 Isländer. Hans hatte noch einen Wasserschlauch besorgt, der zusammen mit dem Inhalt unserer Gürtelflaschen die Trinkwasserversorgung auf 8 Tage sicherstellte. Wir wollten uns jetzt endgültig von allen Menschen entfernen und konnten auf niemandes Hilfe mehr rechnen. Am Tor stand der Pfarrer mit seiner Frau. Mein Onkel streckte ihnen die Hand entgegen. Der Pfarrer drückte ihm eine gesalzene Rechnung darein. Es war ein Gefühl wie in der Schweiz.

## Kapitel 12

Je höher wir den 1.437 m hohen Snoeffels hinaufkamen, desto ruhiger wurde ich bei dem Gedanken an den Ausgang unseres Abenteuers. Ich war überzeugt, dass es in spätestens zwei Tagen zu Ende sein würde. Der Aufstieg durch die Lava- und Geröllfelder war eine einzigartige Lektion über den vulkanischen Ursprung der Insel, über das aus Feuer geborene Eisland, nach der überhaupt keine Zweifel mehr daran bestehen konnten, dass noch ganz knapp unter der Bodendecke die glühenden Massen am Brodeln waren.

Bevor die Vulkane aufbrachen, war Island ein Brocken Trapp, den der Druck aus dem Erdinnern langsam über die Fluten des Nordmeers hob. Dann riss die Insel von Südwesten nach Nordosten ein, und Magma kam aus dem Spalt geflossen und überzog das Land in breiten Strömen. Beim Erkalten dieser Massen entstanden Feldspate, Syenite und Porphyre.

Die Insel hatte nun an Umfang beträchtlich zugenommen, aber auch der Widerstand ihrer Oberfläche gegen den Druck von innen war stärker geworden. Nach und nach wurde die Gewalt, mit der die eingeschlossenen Flüssigkeiten zum Ausbruch drängten, so stark, dass sie sich durch die dünneren Stellen der Erdrinde Kamine brach, durch welche die glühenden Massen herausschossen. Von den Basaltausbrüchen, die dann folgten, sah man noch jetzt die Reste auf den ansteigenden Hängen des Snoeffels. Wir umgingen und überkletterten wuchtige graue Felsblöcke, die beim Erkalten die Regelmäßigkeit von Oktaedern angenommen hatten.

Nach dem Basalt waren Lava, Aschenregen und Schlackenhagel ausgeschleudert worden, auch aus dieser Zeit hingen dem Snoeffels noch lange Strähnen wie wallendes Haar um die Kraterränder. Wer diese Zeichen sah und glaubte, auch nur 100 m unter die Erdoberfläche dringen zu können, ohne sich gewaltig die Finger zu verbrennen, war ein Narr.

Mein Onkel drängte vorwärts. Er hatte beim Frühstück doppelte Portionen gegessen, weil er hoffte, dann doppelt so schnell voranzukommen. Zum ersten Mal war er über Hans in Aufregung getragen, weil unser Führer eine ganze Stunde rastete und den Trägern Gelegenheit zum Ausruhen gab. Ich wusste nicht, was ich von des Isländers schweigender Sicherheit halten sollte. Als ich entdeckte, dass er bisweilen Steine auflas und sie auf ganz bestimmte Art und Weise zusammenlegte, um Zeichen für den Rückweg zu setzen, nahm meine Hoffnung auf ein rasches Ende des Abenteuers noch mehr zu. Der Anstieg führte oft über Hänge, die mindestens in einem Winkel von 36° steil anstiegen und die nur mit gegenseitiger Hilfe zu erklimmen waren. Dazu kam der Grimm über die ständig narrende optische Täuschung, die mir den Gipfel in aller Nähe erscheinen ließ, und das ermüdende Leertreten auf rutschenden Steinen der Geröllfelder - ich hatte alle Lust, wieder umzukehren. Aber bald erleichterte eine merkwürdige Erscheinung unseren Anstieg. Innerhalb der Schneeregion begann eine Art Treppe, die uns bis zum Abend über 2.000 Stufen hinaufführte. Sie war bei einem der Ausbrüche entstanden und bestand aus Steinbruchstücken, die der raue Boden des Berges am Hinabrollen gehindert hatte. Gegen 19 Uhr abends standen wir 1.000m

über dem Meeresspiegel im ewigen Schnee. Es war grimmig kalt, da wir, einem scharfen Wind schutzlos ausgeliefert, am Berghang klebten.

Mein Onkel sah, dass ich kaum noch konnte, und gab das Zeichen zur Rast. Aber Hans schüttelte den Kopf und deutete zum Kraterrand hinauf.

«Warum?» fragte mein Onkel.

«Mistour», sagte Hans.

«Ja, Mistour», wiederholte einer der Träger schüchtern.

«Was heißt das?» fragte ich.

Mein Onkel hatte verstanden und zeigte hinab in die Ebene. Dort bildete sich eine riesenhafte Säule aus Bimssteinpulver, Sand und Staub, die der Wind zweifellos auf den Abhang des Snoeffels treiben würde, an dem wir uns befanden. Schon jetzt fiel ihr Schatten, da sie bis zur Sonnenscheibe hochragte, an den Fuß des Hanges. Wenn wir in diesen Wirbel gerieten, waren wir verloren.«

Hastigt!» rief unser Führer.

Ich verstehe kein Dänisch, aber was das hieß, war mir klar. Wir folgten ihm und beeilten uns, den Kraterkegel zu umgehen, und wir hatten es auch kaum geschafft, als die Trombe auf den gegenüberliegenden Hang niederging und mit der Wucht ihres Gesteinhagels den Berg zum Dröhnen brachte. Ohne die Vorsicht von Hans hätte sie unsere Körper zerfetzt und wie Meteorstaub in der Ferne niedergehen lassen.

Hans wollte nicht, dass wir die Nacht an der Außenseite des Kraters zubrachten. Wir bewältigten bis Mitternacht die fehlenden 400 m im Zickzack-Anstieg; ausgehungert, von

der Anstrengung und der verdünnten Luft geschwächt und von der Kälte zerbissen, glitt ich über den Kraterrand und sah dabei für einen kurzen Augenblick die Mitternachtssonne an der niedrigsten Stelle ihrer Bahn, von wo sie ihre bleichen Strahlen auf die Insel zu unseren Füßen warf.

## Kapitel 13

Am nächsten Morgen, am Samstag, 24. Juni, sah ich, wo wir gelandet waren. Tief unter uns zogen sich die Täler und Flüsse hin, die Ufer erschienen durch eine optische Täuschung viel höher zu liegen als der innere Teil der Insel. Zu meiner Rechten reihten sich Gletscher und Gipfel, aus denen zuweilen dünne Rauchfäden zum Himmel zogen. Aus dem glatten, ruhenden Ozean, so schien es mir, stieg ein stürmisch bewegtes Meer von Gletschern und schneeiger Gischt auf, das mitten in seiner Bewegung erstarrt war. Weit unten im Westen verschwamm das Wasser im Morgendunst mit dem Himmel. Bei diesen glücklichen und berauschten Betrachtungen trat mein Onkel neben mich.

«Siehst du das?» fragte er und deutete auf eine undeutliche Erscheinung am Horizont. «Ein Nebelstreif.»

«Grönland!»

«Grönland?»

«Ja. Gar nicht weit, wie? 35 Stunden. Eisbären machen die Reise öfter. Kommen auf Eisblöcken sitzend nach Island. Na egal: wir stehn jetzt endlich auf dem Scartaris.»

Jetzt war auch Hans neben uns getreten und grüßte durch ein leichtes Nicken mit dem Kopf.

«In den Krater!» rief mein Onkel und schlug Hans und mir auf die Schulter.

Unser Führer aber streckte bedächtig seine Hand vor und sagte: «Es ist Samstag, Professor Lidenbrock.»

«Und?» fragte Lidenbrock verblüfft.

«Zahltag, Onkel!» mahnte ich leise.

Und Hans bekam seine drei Reichstaler.

Der Krater der Snoeffelsjökull hatte hier oben einen Durchmesser von rund 5 km, war vielleicht 600 m tief und maß am Boden höchstens 300 m im Durchmesser - der Abhang, den wir jetzt hinabzusteigen hatten, fiel also recht sanft. Trotzdem fand ich am Gedanken des Abstiegs nichts Erfreuliches. Dieser Trichter kam mir, seinem Aussehen und seinem Wesen nach, wie das riesig vergrößerte Rohr einer alten Donnerbüchse vor, die jeden Augenblick mit ungeahnter Gewalt losbrechen und uns alle in Stücke reißen konnte.

In ellipsenförmigen Windungen führte uns Hans hinab. Oft mussten wir stehen bleiben, um angestossene Steine hinabrollen zu lassen und zu warten, ob die Erschütterungen und die Vibrationen des lauthallenden Echos keine weiteren lösten. Ober die nach innen hängenden Gletscherzungen stiegen wir nur angeseilt, und Hans, als erster, prüfte mit seinem beschlagenen Stock Schritt um Schritt.

Mittags gegen 12 Uhr waren wir unten. Ich blickte zur Kratermündung hinauf und war erstaunt darüber, wie klein mir das Stückchen Himmel schien, das sie umschloss. Die Scartarisspitze ragte an einem Punkt über den Rand der oberen Krateröffnung. Meine Hoffnung auf verschlossene Speilöcher hatte sich nicht erfüllt. Am Boden des Kraters öffneten sich 3 Kamine, die weiter in die Tiefe führten und aus denen vor 600 Jahren zum letzten Mal die Eruptionen geschossen waren, jeder etwa 30 m im Durchmesser. Ich wagte mich nicht heran, sondern ließ mich mutlos neben Hans und den drei Trägern auf Felsblöcken nieder zum Sitzen. Mein Onkel hüpfte unterdessen wie ein wilder

Medizinmann von Loch zu Loch, gestikulierte, ließ unverständliche Worte hören und beugte sich gefährlich weit über die Schlünde. Die drei Isländer sahen sich an, Hans guckte in die Luft, und ich fühlte mich elend. Es konnte ja nur noch kurze Zeit dauern, bis es losging. Ich fand meinen Onkel nicht komisch, ich konnte nicht über seine Bewegungen lachen. Plötzlich stieß Lidenbrock einen Schrei aus, der uns alle aufblitzen ließ. Wir sahen ihn mit hochgeworfenen, ausbreiteten Armen vor einem Granitfelsen stehen wie ein Azteke vor der Sonne. Es war bei meinem Onkel der höchste Ausdruck des Erstaunens. Jetzt drehte er sich um.

«Axel, komm her!» rief er, und ich konnte sogar aus der Entfernung seine Augen leuchten sehen.

Als ich neben ihm stand, sah ich es auch. Von den Jahrhunderten zerfressen, aber noch deutlich erkennbar, zogen sich über diesen Felsen die Runenzeichen

## 1. KAPITEL

«Arne war hier!» rief mein Onkel emphatisch. «Immer noch Zweifel, lieber Neffe?»

Ich war endgültig niedergeschmettert undbettete mich neben dem Felsblock, auf dem ich gerade gesessen hatte, zum Schlafen nieder, um mich von den Anstrengungen zu erholen und nicht an die kommenden denken zu müssen.

Als ich wieder aufwachte, waren wir nur noch zu dritt. Hans hatte die Träger zurückgeschickt, sie waren bereits über den Kraterrand hinaus. Ich sah, dass sich der Himmel bewölkt hatte, und auch das Gesicht meines Onkels war düster ge-

worden. Ich begriff sofort warum. Sacknussem war nur in einen der drei Kamine zu unseren Füßen hinabgestiegen, und zwar in den, dessen Rand «der Schatten des Scartaris in den letzten Junitagen küßt». Aber um einen Schatten zu werfen braucht ein Berg Sonne, und die war von Wolken verdeckt. Sofort stellte sich meine Hoffnung wieder ein. Wir hatten den 25. Juni. Wenn der Himmel 6 Tage lang bedeckt blieb, war ich gerettet!

Der Tag verstrich in düsterem Licht, ohne dass wir ein Wort miteinander sprachen. Auch am 26. Juni zog der Morgen grau herauf. Am späten Vormittag fiel Schneeregen, und Hans ging daran, eine Hütte aus Lavabrocken zu bauen. Am 27. Juni blieb der Himmel ebenfalls bedeckt, und mein Onkel begann Gotteslästerungen auszustoßen. Hilft Gott auch nicht zu jeder Frist, so hilft er doch, wenn's nötig ist, dachte ich mir. Aber diesmal war er auf der Seite meines Onkels. Am Mittwoch, dem 28. Juni, brachte der Mondwechsel auch den Witterungswechsel mit sich. Die Sonne strahlte, und der Schatten vom Scartarisgipfel fuhr wie der Zeiger einer riesigen Sonnenuhr unmerklich langsam über den Kraterboden. Mein Onkel drehte sich Zentimeter um Zentimeter weit mit. Um Punkt 12 Uhr streichelte, küsste, leckte, wie immer man das «delibat» der lateinischen Geheimmeldung übersetzen will, er den Rand des mittleren Kamins.

«Hier!» rief Lidenbrock. Und zu Hans gewendet auf dänisch: «Hier entlang geht's zum Mittelpunkt der Erde.»

«Forüt!» sagte Hans gelassen und stand auf.

«Vorwärts, jawohl, hinab!» jubelte Professor Otto Lidenbrock. Es war 13.13 Uhr.

## Kapitel 14

Jetzt erst begann die Reise wirklich. Bislang war sie beschwerlich, aber nicht schwierig gewesen, das änderte sich jetzt. Noch konnte ich zurück, noch standen wir über der Erde. Vielleicht hätte ich aufgegeben, wenn mich nicht der Gleichmut und die ruhige Zuversicht von Hans Bjelke beschämten hätten. Ich biss die Zähne zusammen, dachte an meine Vierländerin und trat vor das mittlere Loch.

Ich musste ins Wanken geraten sein, angezogen von der gähnenden Tiefe, denn Hans packte mich am Arm und zog mich zurück. Ich hatte wahrscheinlich nicht genügend Schwindellektionen auf der Frelsers-Kirke bekommen. So kurz der Blick war, den ich hinabgeworfen hatte, ich wusste doch, wie es in dem Kamin aussah. Zahlreiche Felsvorsprünge mussten den Abstieg erleichtern. Aber sie bildeten eine Treppe ohne Geländer. Woran sollten wir uns festhalten?

Meinem Onkel fiel gleich etwas Passendes ein. Er nahm eines der zwei Finger dicken, 120 m langen Seile, ließ es zur Hälfte hinab, schlängelte es um einen vorspringenden Lavablock und warf dann die andere Hälfte hinterher. Jetzt konnten wir uns beim Abstieg mit beiden Händen sichern. In 60 m Tiefe musste der Vorgang mit dem Seil wiederholt werden, und so fort, bis wir auf dem Grund des Kamins angelangt waren. Anschließend teilte Lidenbrock das Gepäck auf.

«Jeder wird etwas tragen», sagte er, «aber nur das Zerbrechliche. Hans nimmt Werkzeug und einen Teil Proviant. Axel,

du nimmst die Waffen und auch Proviant. Ich nehme den Rest und die Messinstrumente.»

«Und die Täue, die Kleider und Decken?»

«Kommen schon allein runter!»

Er gab Hans die Anweisung, aus dem Rest unserer Ausrüstung einen großen Packen zu schnüren, den er danach in den Abgrund stieß. Mit weit vorgebeugtem Oberkörper und geschlossenen Augen verfolgte er die Fallgeräusche. Schließlich wurde es still.

«So. Jetzt wir!» sagte er.

Ich möchte wissen, wer solche Reden ohne einen leisen Schauder mit angehört hätte.

Hans stieg als erster ein, dann seilte sich mein Onkel ab, zuletzt kam ich. Wie die beiden es machten, weiß ich nicht; ich war jedenfalls bemüht, mich nicht zu stark ans Seil zu hängen, da ich ihm und dem Lavablock nicht zutraute, drei Personen sicher zu halten. Vielmehr verließ ich mich auf meinen Stock, mit dem ich in dem Loch herumtastete und mich stützte.

Nach einer halben Stunde gelangten wir auf einen vorspringenden Felsen, an dem sich die Sache mit dem Haltetau wiederholen ließ. Hans zog an einem Ende, das andere entglitt nach oben, wickelte sich ab und kam mit einem Regen Steinchen und Geröll durch den Schacht herunter. Während Hans das Tau neu knüpfte, machte mein Onkel sich Notizen und erklärte mir anschließend (in nur 60 m Tiefe!):

«Die Theorie von Humphry Davy wird durch die Beschaffenheit des Gesteins um uns herum durchaus bestätigt. Wir stecken in echtem Urgestein. Hier fand die chemische Ent-

zündung der Metalle statt, als sie mit Wasser und Luft in Berührung gerieten. Von hier aus stiegen Glut und Flammen nach oben. Ich weise den Gedanken der Zentralwärme kategorisch zurück. «

Den letzten Satz notierte er, dann ging es weiter. Von Felsvorsprung zu Felsvorsprung wiederholte er seine Bemerkungen. Mich konnte er damit nicht reizen, ich wusste, dass hier nicht der Ort für Diskussionen war.

Nach 3 Stunden war immer noch kein Grund in Sicht. Der Himmelsausschnitt über uns war merklich kleiner geworden, die Schachtwände näherten sich einander, und um uns wurde es dämmrig. Es ging immer weiter hinab. Ich zählte mit, wie oft wir das Seil neu herabließen (das dauerte jedesmal eine halbe Stunde). Nach dem vierzehnten Mal, nach sieben Stunden Klettern und vielleicht drei Stunden Ausruhen zwischendurch, eine Stunde vor Mitternacht also, kam von Hans der Ruf «Halt!»

Da trat ich auch meinem Onkel schon auf den Kopf.

«Wir sind am Ziel», sagte er ungerührt.

«Hast du Grund?» fragte ich.

«Ja. Komm runter, wir sind am Boden angelangt.»

«Und? Geht es von hier weiter?»

«Das werden wir morgen früh sehen. Jetzt wird gegessen, dann geschlafen.»

Wir machten es uns, so gut es ging, zwischen Steinen und Lavabrocken bequem, dann langten wir in die Proviant-säcke. Man hörte das Kauen. Gesprochen wurde nicht. Wir waren müde nach dieser ersten Etappe. Als ich mich zum Schlafen und dem Rücken niederlegte und zum Himmel

blickte, sah ich durch diesen 900 m langen Tubus, den wir herabgestiegen waren, einen glänzenden Punkt am Himmel wie mit einem Teleskop. Es war ein Stern ohne alles Flimmern, meiner Schätzung nach  $\beta$  im Kleinen Bären.

Aber ich konnte mich irren.

## Kapitel 15

Das erste, was mich am nächsten Morgen beim Erwachen gefangen nahm, war der Funkenregen, zu dem der Strahl Tageslicht in den Facetten der Lavawände zersprühte.

«Prachtvoll!» rief mein Onkel Lidenbrock. «Hast du in der Königstraße jemals so ruhig geschlafen?»

«Für mich hat diese Stille etwas Unheimliches.»

«Ach je, wie soll denn das noch mit dir werden? Wir haben noch nicht mal die Erdrinde angekratzt. Kaum Meereshöhe. Guck mal aufs Barometer.»

Wir maßen jetzt rund eine Atmosphäre Druck. Lidenbrock wollte in Zukunft mit dem Manometer weitermessen, wenn das Gewicht der Luft ihren Druck in Meereshöhe merklich überschritt.

«Dieser Druck kann ja ganz schön unangenehm werden», sagte ich.

«Iwo. Da wir langsam tiefer gehen, gewöhnt sich die Lunge. Zuviel Luft ist besser als zuwenig. Hast du übrigens den Packen mit Decken und Seilen gesehen?»

Er war ein kleines Stück über unseren Köpfen an einem Felsstück hängen geblieben. Hans holte ihn, und wir frühstückten.

«Aber ordentlich», sagte mein Onkel Lidenbrock. «Vielleicht sind wir lange unterwegs.»

Ich fand die Mahlzeit der kargen Umgebung angepasst: Zwieback, Dörrfleisch, Wasser mit Wacholderschnaps. Hans und ich kauten noch, als Lidenbrock bereits die Daten seiner Instrumente ins Büchlein eintrug:

Donnerstag, 29. Juni

Chronometer: 8 h 17'

Barometer: 750 mm

Thermometer: 7,5° C

Richtung: OSO

Diese letzte Kompassangabe bezog sich auf den Gang, durch den wir den Grund des Einstiegschachtes wieder verließen. Hans und mein Onkel schalteten ihre Ruhmkorffschen Apparate ein, luden ihre Gepäckstücke auf und schritten voran. Die Lampen erhellt den Gang und machten den Weg leicht.

Beim letzten Ausbruch 1229 hatte die Lava die Wände des Ganges mit einem dichten glänzenden Überzug versehen, der jetzt das elektrische Licht hundertfach brach und zurückwarf. Der Gang fiel in einer Schrägen von vielleicht 45° ab, aber eine Art «Treppe» im Boden gab uns Halt. Das verschnürte große Gepäckstück zogen wir an einer Leine hinter uns her.

Die «Stufen» wurden bisweilen zu veritablen Tropfsteinen, die an den Wänden hochstiegen. An der Decke des Ganges traten aus Lavadurchbrüchen häufig dunkle Quarzkristalle hervor, die klare Glastropfen wie zur Zierde trugen. Man hätte bei unserem Durchschreiten das Empfinden haben können, die Geister der Unterwelt illuminierten ihren Palast mit kristallinen Lüstern, um uns als Gäste von oben zu empfangen. Ich konnte nicht anders, ich musste das bewundern. Mein Onkel ließ nur ein kurzes trockenes Lachen hören. Die Wärme nahm geringfügig zu. Eine Messung

2 Stunden nach unserem Aufbruch ergab  $12,5^\circ$ , und daraus schloss ich, dass wir uns eher horizontal als vertikal bewegten. Mein Onkel maß mit dem Winkel das Gefälle oft nach und rechnete aus, wie tief wir gekommen waren, er behielt das Ergebnis seiner Rechnungen aber für sich. Abends um 20 Uhr hielten wir an. Wir befanden uns da gerade in einer Höhle, die recht groß sein musste, denn wir spürten Luftzug. Hans breitete die Esswaren auf einem Lavablock aus, und wir aßen, hungrig und müde. Was mir jetzt Sorgen zu machen begann, war unser Wasservorrat. Er war zur Hälfte verbraucht, und die Quellen, mit denen mein Onkel gerechnet hatte, waren ausgeblieben. Ich fragte ihn, wie er darüber dachte. «Kommt dir das merkwürdig vor?» «Allerdings, denn in 5 Tagen ist unser Wasser alle.» «Ich find's nicht merkwürdig. Wie soll eine Quelle denn durch diese Lavaschichten dringen? Wart's ab, bis wir durch sind.»

«Aber vielleicht reicht dieser mit Lava tapezierte Gang sehr tief hinab? Und da wir dauernd in der Horizontalen vorgehen, kann es noch sehr lange dauern, bis wir Wasser finden.»

«Wieso horizontal gehen?»

«Na, wenn wir in die Erde tief eingedrungen wären, müßte es hier heißer sein.»

«Nach deinem System vielleicht. Schau mal aufs Thermometer, und dann rechne aus, wie tief wir sein müssen.»

«Das Thermometer zeigt  $19^\circ$ , also eine Zunahme von  $11,5^\circ$ , seit wir den Grund des Einstiegschachtes verlassen haben. Die geothermische Tiefenstufe schwankt zwischen 11 und 125 m für die Wärmezunahme um  $1^\circ\text{C}$ . Nehmen wir den Durch-

schnitt, mit dem man allgemein rechnet: 33 m. Dann sind wir jetzt, den Schachtboden mal als Meereshöhe gerechnet, 379,5 m tief im Erdboden!»

«Die Rechnung ist richtig, aber die Voraussetzungen sind falsch. Geothermische Tiefenstufe. Über dergleichen hat Humphry Davy nur gelacht. Nach meinen Messungen befinden wir uns jetzt 3.000 m unter dem Meeresspiegel.»

Mit schweren Gedanken über dieses Phänomen schließt ich ein.

Am Freitag, 30. Juni, brachen wir bereits morgens um 6 Uhr auf. Wir folgten der Lavagalerie weiter hinab, bis exakt 12 h 17'. Da blieb Hans stehen.

Mein Onkel hob die elektrische Laterne. Wir waren am Ende des Ganges angekommen. Bei genauerem Hinschauen aber entdeckten wir, dass sich die Galerie von hier aus in zwei Tunneln fortsetzte. Kein Zeichen half uns bei der Entscheidung. Lidenbrock deutete deshalb nach einer kurzen Überlegung fast mit geschlossenen Augen nach vorn, und wir traten in den Tunnel ein, auf den seine Hand wies.

Diese neue Galerie fiel nur sehr flach ab und hatte sehr unterschiedliche Querschnitte. Bisweilen öffneten sich hohe Gewölbebogen, die an die Architektur gotischer Kathedralen erinnerten. Alle Vorformen und Abarten des reinen Spitzbogens hatte das Gestein hier ausgebildet. Dann wieder mussten wir die Köpfe unter romanisch runden und niederen Decken beugen oder sogar durch Biberbau-Gänge kriechen. Ich litt ständig unter dem Zwang, mir die herausrollende glühende Lava in diesen Stollen zur Zeit der Eruption vorstellen zu müssen und fühlte unangenehme Schweiß-

ausbrüche. Mir war dabei elend zumute, denn ich wusste ja, dass ich mir bei keinem meiner beiden Begleiter Trost holen konnte. Die Wärme blieb erträglich, aber das rasche Tempo meines Onkels ermüdete mich sehr. Gegen Abend waren wir vielleicht 3 km in südlicher Richtung vorwärtsgekommen, aber kaum ein Stück in die Tiefe. Wieder setzten wir uns wortlos zum Essen und schliefen traumlos ein.

Ich sollte übrigens vielleicht sagen, wie wir dort unten die Nacht zu verbringen pflegten: in eine Decke gewickelt. Sicherheitsvorkehrungen waren nicht vonnöten, da uns hier niemand, weder Mensch noch Tier, überraschen würde. Vollkommene Einsamkeit bedeutet auch vollkommene Sicherheit, niemand von uns brauchte zu wachen.

Auch am nächsten Tag hatten wir Lavagrund unter den Füßen. Der Tunnel verlief immer deutlicher horizontal und stieg dann, wie ich zu merken glaubte, sogar leicht an. Gegen 10 Uhr vormittags zeigte sich das ganz deutlich, denn das Gehen wurde immer mühseliger. Ich blieb zurück.

«Was ist los, Axel?» fragte Lidenbrock.

«Ich kann nicht rascher, das Aufwärtsgehen strengt an.»

«Abwärts!»

«Aufwärts!!»

Mein Onkel zuckte die Achseln. Er wollte nicht glauben, dass er den falschen Weg eingeschlagen hatte, und schwieg verstöckt auf alle weiteren Vorhaltungen von mir. Die waren übrigens gar nicht böse gemeint, im Gegenteil: ein aufwärts-führender Weg musste uns irgendwann wieder an die Erdoberfläche bringen, und das wünschte ich von allen Dingen am meisten. Gegen Mittag wurden die Wände des Ganges

immer matter und reflektierten das Licht immer schwächer. Anstelle der Lava sahen wir jetzt lebendiges Gestein in deutlich erkennbaren Schichtungen, die oft fast vertikal verliefen. Wir durchliefen die Ablagerungen der Übergangsperiode des Silur.

«Schiefer, Kalk, Sandstein! rief ich. «Adieu Granitkern! Dieses Sedimentgestein hier stammt aus der zweiten Epoche der Erdentstehung. Ich würde sagen, wir sind auf dem Holzweg, wenn nicht ringsherum alles Schiefer wäre.»

Natürlich hörte mein Onkel das, und er sah natürlich ebenso gut wie ich den Schieferboden und die Kalksandstein-Schichtungen. Mich machten meine Beobachtungen fröhlich, aber diesmal fand mein Onkel keinen Genuss an meinem scharfen Auge. Ich merkte, dass er trotzig schwieg und seinen Irrtum nicht zugeben wollte.

Denn inzwischen war es eindeutig klar geworden, dass wir auf diesem Weg niemals auf den Grund des Snoeffelsjökull und schon gar nicht zum Mittelpunkt der Erde gelangen würden.

Zuerst machte mich sein Schweigen in meiner Überzeugung irre, aber dann traten meine Füße auf einen Staub aus Pflanzenresten und Muscheln. Die silurischen Meere enthielten mehr als 1.500 Pflanzen- und Tierarten. Es war kein Zweifel mehr möglich: wir stiegen hinauf zum Licht. An den Wänden erkannte man deutliche Abdrücke von Meergräsern und Lykopodien. Mein Onkel vor mir musste mit geschlossenen Augen gehen, wenn er das nicht wahrnahm ... Ich las einen vollkommen erhaltenen versteinerten Abdruck vom Boden auf, der ein Tier zeigte, das unserer Assel

ähnelte, und hielt es meinem Onkel, dem Professor Lidenbrock, vor.

«Sieh mal, hier!»

«Ja, Aus der Gattung der Trilobiten. Gibt's heute nicht mehr.»

«Und?»

«Was folgt denn daraus?»

«Was du daraus folgerst, meinst du wohl. Schön, wir sind aus den Granit- und Lava schichten herausgekommen. Vielleicht irre ich mich. Das werden wir wissen, wenn wir am Ende dieses Ganges sind.»

«Ausgezeichnet. Das nenne ich Empirie. Dabei können wir ja gleich noch etwas ausprobieren.»

«Was?»

«Wie lange ein Mensch ohne Wasser leben kann. Wir haben nämlich nicht mehr viel.»

«Dann wird es eben rationiert, lieber Axel.»

## Kapitel 16

Während des ganzen folgenden Tages irrten wir ohne Anhaltspunkt dem Höhlengang nach, den ich für einen Irrweg hielt. Ich hatte jetzt das Gefühl dafür verloren, ob wir noch weiter aufwärts schritten; der Gang konnte nur mehr ganz unmerklich steigen. Grauer Achat, von weißen Adern durchspielt, deckte die Wände, fleischfarbener oder gelb-rot gefleckter Marmor, bis ins tiefe Braun gehend, in dem bereits eine höher organisierte Tierwelt als noch am Tag zuvor versteinert beschlossen lag, zog öfter meine Aufmerksamkeit von unserer bedrängten Situation ab. Das waren Erd schichten, wie sie in der Grube von Devonshire vorherr schten, nach der ein ganzes Erdzeitalter seinen Namen hat. Im Licht unserer Lampen schimmerte und glänzte dieser Marmorgang wie die Wände der Medicigruft.

Ich erinnerte mich sofort, dass es Medicikapelle heißen musste. Noch hatten wir Wasser, hatten zu essen und waren nicht übermäßig erschöpft - wozu die Panik? Aber bereits am nächsten Tag war die Qual so groß geworden, dass ich glaubte, ich könne mich nicht mehr unter Kontrolle halten. Ich war jeden Augenblick versucht, meine Flasche an den Mund zu reißen und mir die letzten Schlucke Wasser in den Hals zu gießen; nur der dumpfe Trott, in dem ich Hans und meinem Onkel folgte, hielt mich genügend betäubt, dass ich nicht dazu kam. Lidenbrock fing jetzt an, betont mit seinem Stock vor sich zu stochern, um den senkrecht abfallenden Sdiacht, den er sich ersehnte, ja nicht zu verpassen. Als ich einmal den Kopf hob, bemerkte ich, dass der Schein unserer

Lampen nur noch matt von den Wänden reflektiert wurde. «Eine Kohlengrube!» sagte ich, und ich prüfte mit gierigen Blicken die Wände nach Spuren menschlicher Bearbeitung. «Wir müssen schon wieder ganz dicht unter der Erdoberfläche sein.»

«Ich sage, dass in dieser Mine noch kein Mensch gearbeitet hat und damit basta. Sie ist eine Arbeit der Natur. Ohne jeden Zweck. Irgendeine Erschütterung hat das Erdreich unter dem Kohlezug weggerissen. Schätz mal die Höhe: 50 m und mehr. So große Stempel gibt's ja gar nicht. - Anhalten: Mahlzeit.»

In dieser Nacht schlief ich sehr schlecht, wachte häufig aus kurzen Träumen auf und wünschte dann, wir seien schon wieder unterwegs, damit die Unsicherheit ein Ende nähme.

Am Dienstag, 4. Juli, führte der Weg den ganzen Tag über durch die Kohlenmine, auf deren Wänden sich die ganze Geschichte des Karbonzeitalters der Erde deutlich abzeichnete. Ein frischeres Auge als das meine hätte sich daran vielleicht erfreut. Ich nahm nur bei kurzem Aufblicken hin und wieder davon wahr, und in dieser Umgebung, vom Durst befördert, beschäftigten mich neuerliche Vorstellungen über die Erdwärme. Die Temperatur war in den letzten Tagen weder gefallen noch gestiegen. Aber ich hielt es für sicher, dass im Innern der Erde noch ein gewaltiges Feuer glühte. Woher denn sonst die tropische Üppigkeit der Vegetation im Karbon? Damals lag eine dichte Dunstschicht über dem Erdball und schluckte die Strahlen der Sonne. Die Wärme musste aus dem Innern des Erdballs gekommen

sein, und sie musste Pflanzen hervorgebracht haben, die kümmerlich und duftarm blühten, aber mit kraftvollen Wurzeln unter der Erde wucherten. Aus all diesen Pflanzen war Kohle geworden, mit der die Menschen alle Wärme erzeugten, die sie brauchten. Noch 300 Jahre lang.

Gegen 18 Uhr an diesem Abend war der Weg zu Ende. Er hörte vor einer senkrecht aufsteigenden Wand einfach auf, wir hatten uns 5 Tage lang durch eine Sackgasse bewegt.

«Jetzt ist mir alles klar», rief mein Onkel Lidenbrock fast fröhlich. «Wir sind auf dem falschen Weg gewesen. Ich habe es schon lange vermutet, aber mir fehlten die unwiderleglichen Beweise.»

In mir wurde es immer stiller, als ich ihn so sprechen hörte. «Nun eine Nacht Ruhe», sagte er, «und dann morgen frisch auf den Rückweg. Keine 3 Tage, dann sind wir wieder am Kreuzweg, und dann wissen wir ja, dass der andere Gang der richtige sein muss.»

«Ja, wenn die Kräfte reichen.»

«Warum denn nicht?»

«Weil morgen das Wasser ausgehen wird.»

«Der Mut etwa auch?» fragte mein Onkel Lidenbrock kalt. Auf dem Rückweg, der dreieinhalb Tage dauerte, verlor ich von Stunde zu Stunde das Gefühl für andere meiner Glieder. Ich stürzte mehrmals und schlug lang hin, aber ich spürte die Schmerzen kaum. Meine Lippen platzten auf wie angestochene Kirschen, denn ich hatte mich verleiten lassen, am zweiten Tag von dem Wacholderschnaps zu trinken. Der Isländer und mein Onkel stützten mich nicht, halfen mir nur auf, wenn ich gefallen war. Ich bemerkte dann am kurzen

Atem und am unsicherer Griff meines Onkels, dass er selbst bereits gegen mehr kämpfte, als ihm gleichgültig sein konnte. Er ließ aber kein Wort der Schwäche oder des Durstes hören. Am Sonntag, dem 8. Juli, 10 Uhr vormittags, langten wir, auf Händen und Knien uns schleppend, an der Y-Gabel an. Ich blieb auf dem Lavaboden liegen wie eine zertretene Masse Wurm, mein Onkel richtete sich auf den Knien vor mir auf, und Hans hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand gesetzt und lehnte den Kopf mit geschlossenen Augen zurück.

«Da, trink», hörte ich die Stimme meines Onkels.

Ich schloss die Augen und brach in ein trockenes Schluchzen aus, weil ich mich so genarrt fühlte. «Trink, Axel, aber lass uns einen kleinen Schluck übrig.» Als ich die Augen aufriss, sah ich den Schemen einer Flasche dicht vor meinen Augen, ich griff mit meinen Händen danach und spürte: die Flasche war real, sie existierte wirklich, und mein Onkel hielt sie mir mit einer zitternden Hand entgegen.

«Woher hast du das?» brachte ich mühsam hervor.

«Meine Flasche», sagte er. «Halb voll. Zehnmal, hundertmal wollte ich alles austrinken. Aber ich hab gewusst, dass du's nicht weiter schaffst als bis hierher. Hab sie aufgehoben. Trink daraus, mein Axel.»

Während ich jetzt trank, liefen mir Tränen die Wangen herunter und vermischten sich mit dem schalen Wasser, das aus meinen Mundwinkeln zurückgeflossen kam. Mein Schlund hatte sich krampfartig zusammengezogen und ließ nicht soviel Wasser durch, wie ich mir in den Mund goss.

Die Kontraktionen in meinem Hals lösten sich allmählich,

und das Wasser milderte den Brand meiner Lippen. Ich konnte wieder sprechen.

«Das Wasser ist jetzt ganz alle», sagte ich, nachdem auch Hans und mein Onkel getrunken hatten. «Es bleibt nur ein Ausweg, und der führt nach oben, zurück zur Sonne, zur Freiheit.»

Mein Onkel sah mich nicht an, und ich spürte, wie wenig ihm solche Worte gefielen.

«Es führt kein anderer Weg aus dieser Nacht!» rief ich und bestürmte ihn, als ich den stillen Widerstand fühlte. «Wir wissen ja noch nicht mal, ob wir es bis zum Kraterausgang schaffen. Aber wir würden wissen, dass wir in eine lebendige Welt zurückkehren. Was vor uns liegt ist dunkel und unsicher. Deshalb zurück!»

«Zurück!» sagte mein Onkel, und wie er es sagte, klang es fatal.

«Zurück, und sofort.»

«Und ich dachte schon», sagte mein Onkel hässlich langsam nach einer langen Pause, «das Wasser hätte dir Mut und Kraft wiedergeben können. Wie falsch.»

«Falsch?»

«Ja, es war falsch, zu glauben, du seiest mannhaft geworden. Wie kannst du von mir verlangen, dass ich diese Expedition jetzt abbreche, wo alle Anzeichen für ein Gelingen sprechen.»

«Aber die Anzeichen sprechen doch nur dafür, dass wir mitten in diesem Lavakern stecken bleiben und verdursten werden.»

«Natürlich. Das Leben. Daran denkst du jetzt. Du hast Angst, dass der Berg dich kaltmacht. Vom Feuer der Wissenschaft, das in einem Menschen brennt, spürst du nichts.

Selbstverständlich sollst du deinen Tod haben, wo du ihn willst. Hans, geh mit ihm zurück, bring ihn hinauf. Lasst mich allein. Ich schaff es auch allein, oder ich bleibe hier unten. Geht, weg, ab mit euch!» Lidenbrock hatte sich in eine Aufregung hineingeredet, die mir damals zu Herzen ging. Ich war in einer verzweifelten Lage. Neffenliebe und Wasserschlucke hatten mich in seine Schuld gebracht, aber der Selbsterhaltungstrieb drängte mich, meine Dankbarkeit in Grenzen zu halten. Ich versuchte in meinem Kopf ein Argument über Vernunft und Wissenschaft zusammenzubringen, aber wenn ich die Gestalt meines Onkels vor mir sah, troglodytenhaft im Licht der Ruhmkorff-Lampe, schien mir, als beginne wahre Wissenschaft erst dort, wo es Begriffe wie Grenzen der Vernunft nicht mehr gab, und mir fiel nicht ein, was ich meinem Onkel, den ich begriff und den ich fürchtete, antworten sollte. «Hans!» rief ich schließlich. Er musste mitbekommen haben, was zwischen uns vorging. Ich rutschte vor ihn hin und legte meine Hand auf seine Knie. Ich deutete in die Richtung, die zum Krater des Snoeffelsjökull führte.

Der Isländer aber schüttelte bedächtig den Kopf und sagte nur ein Wort:

«Master.»

«Der Herr? Aber der Herr Lidenbrock ist nicht Herr über dein Leben!»

«Axel! Du wirst mir diesen Diener nicht verderben!» rief mein Onkel scharf. «Hör mir jetzt zu. Kolumbus bat seine Mannschaft um 3 Tage, um die Neue Welt zu entdecken. Ich brauche nur einen. Gib mir einen Tag, dann sind wir bis zum

Granitkern durch, und die Felsart bringt Wasser mit sich. Ich fühle es, Axel. Instinkt und Logik geben mir recht. Fester kann eine Überzeugung sich nicht gründen. Wenn ich mich diesmal wieder täusche, gibt es nur noch den Weg nach oben.»

«Den wird dann wahrscheinlich nur noch unsere Seele antreten.»

## Kapitel 17

Durch die Schichten von Schiefer, Gneis und Glimmer, durch Erzgänge, Kupfer und Braunstein, Platin und Spuren von Gold drangen wir abwärts und tiefer in die Erde hinein. Weder Hacke und Habgier noch Sonde und Neugier würden diese Bodenschätze jemals erreichen, so tief hat sie das Rütteln und Beben in der Urzeit der Erde versenkt. Die parallelen Schichtungen der Gneisblätter und die großen Glimmerschieferstücke reflektierten das Licht unserer Apparate in tausend Facetten und brachen die Strahlen in einem Leuchtspiel, das uns hätte glauben machen können, wir reisten durch einen riesenhaften hohlen Diamanten.

Gegen 18 Uhr aber begann dieser Glanz merklich schwächer zu werden, Glimmer mischte sich mit Feldspat und Quarz und bildete das härteste Gestein, das wie ein Atlasrücken die darüber liegenden Stockwerke der Erdrinde trägt: Granit.

Abends um 20 Uhr ein Halt, aber immer noch kein Wasser. Wir waren den ganzen Tag langsam gegangen, aber jetzt setzten wir auch unsere Tritte noch zaghafte, um durch die Marschgeräusche das tiefe Murmeln und Rauschen einer Quelle womöglich nicht zu übertönen. Mein Onkel war schrecklich dünn geworden und schritt durch diese Gänge 1500 m unter der Erde mit vorgerecktem Halse wie ein Storch, was den Eindruck der Verirrung noch stärker und erschütternder machte. Wenig später war aller Mut, alle letzte verzweifelte Zuversicht, die ich in mir zusammengerissen hatte, aufgebraucht, ich brach in den Knien zusammen, blieb auf der Stelle liegen und konnte nur noch unver-

ständliche Worte ausstoßen. Seltsamerweise arbeitete mein Bewusstsein wie unstrapaziert, ich nahm alles wahr, was um mich geschah, aber meine eigenen Regungen konnte ich nicht in Bewegung umsetzen, meine Glieder versagten den Dienst.

«Es ist alles aus», sagte mein Onkel, und als er im Zorn sein Bündel auf den Boden schleuderte, verlor ich das Gleichgewicht und stürzte selbst nach. Das war das letzte, was ich sah, dann schlief ich erschöpft ein.

Ich weiß nicht, wie viel Stunden später ich aufwachte. Eine Lampe brannte und ließ, mehr durch Schattenwurf als durch Ausleuchten, die Höhlung des Ganges erkennen, in dem wir lagen. Ich versuchte, mich auf dem Granitlager umzudrehen, aber ich schaffte nur eine Bewegung des Kopfes. Mein Onkel und der Isländer lagen, in Decken gewickelt, nicht weit von mir entfernt, sie schienen zu schlafen. Als mir die Worte meines Onkels wieder einfielen: Es ist alles aus!, wurde ich mir plötzlich des Gewichts der 1.500 m Gesteinsdecke über unseren Körpern bewusst und empfand eine immer stärker werdende, würgende Angst. Sie wurde dadurch noch größer, dass ich fast bewegungsunfähig war, als laste diese ungeheure Erdmasse tatsächlich auf meiner Brust, und ich versuchte zu schreien. Es wurde Röcheln daraus, und nach der Anstrengung sank ich erneut in einen kurzen Schlaf.

Eine Bewegung weckte mich diesmal: ich sah, wie sich Hans sehr langsam aus seiner Decke wickelte und erhob. Er nahm die Lampe vorsichtig vom Boden auf, stieg über den Körper meines Onkels und entfernte sich den Gang abwärts.

Im ersten Augenblick begriff ich nicht, was geschah. Aber als

es ganz dunkel geworden war, packte mich der fürchterliche Gedanke, dass der Isländer, bislang der Stärkste von uns, geflohen sei, und ich stöhnte mit aller Kraft, die ich aufbrachte, um meinen Onkel zu wecken. Es gelang mir nicht. Vielleicht eine Stunde lang, oder auch länger, quälten mich die wahnsinnigsten und absurdesten Vorstellungen, in denen ich versuchte, dem Tun des Isländers einen Sinn zu unterlegen. Eine Quelle konnte er nicht gehört haben, die müssten auch meine Ohren wahrnehmen. Oder hatte mein Gehörsinn unter dem Druck bereits gelitten? War in Wirklichkeit Schreien, was ich nur als Stöhnen vernahm? Aber warum hatte ich dann meinen Onkel nicht wecken können? Vielleicht, weil er gar nicht mehr hören konnte, weil der Wassermangel und die Entkräftung, Enttäuschung ihn bereits umgebracht hatten? Manche Tiere verkriechen sich, wenn sie fühlen, dass sie sterben werden: war Hans deshalb verschwunden?

Da fing ein Schimmer Helligkeit unsicher aus dem dunklen Tunnelende zu wachsen, und in diesem Augenblick begriff ich, dass Hans nicht geflohen sein konnte: er war abwärts gegangen. Dann hörte ich seine Tritte, und schließlich bog er mit seiner Lampe um die letzte Ecke des Ganges. Er bewegte sich nicht anders als vorher, trat sacht zu meinem Onkel, weckte ihn und sagte: «Vatten.»

Und ich habe dieses Wort sofort verstanden, mein Körper verstand es, denn augenblicklich löste sich der Krampf, der bislang meine Glieder unbeweglich gemacht und an den Granitboden geschmiedet hatte, «Wasserwasser!» rief ich und gebärdete mich wie ein Wahnsinniger.

«Wasser», sagte auch mein Onkel Lidenbrock. «Hvar?»

«Nedat.»

Nach etwa 2 Stunden waren wir nochmal um 600 m tiefer gestiegen und vernahmen deutlich ein dumpfes Brausen hinter einer der Granitwände, wie ein fernes Gewittergrollen. Immer wieder hielten wir jetzt inne, um den unterirdischen Fluss, der da in unserer Nähe durch den Felsen strömte, zu orten. Wir glaubten, das Wasser über unseren Köpfen zu hören, dann stieg es hinab und begleitete uns deutlich hörbar, in einzelnen Geräuschen zu unterscheiden, hinter der linken Wand des Ganges.

Nach einer weiteren Stunde war das Rauschen vom Gang abgeschwenkt und verlor sich wieder im Massiv des Gesteins. Wir mussten umkehren. Vielleicht eine halbe Stunde lang patrouillierten wir auf einem kurzen Stück Weg, um die Stelle herauszufinden, an der das Geräusch des Wassers am deutlichsten zu hören war. Wir fanden die Stelle, aber wir hörten auch, als wir davor standen, am erstickten Ton des Gurgelns und Plätschers, dass uns mindestens ein halber Meter Gestein von dem Wasser trennte. Ich sank an der Wand nieder und fuhr mit meinen Händen über den rissigen Fels, sie blieben trocken. Mein Onkel stand in der Mitte des Ganges wie erstarrt.

Der Isländer regte sich als erster wieder. Mit einer Lampe in der Hand trat er ganz nah an die Wand und horchte sie sorgfältig ab. Schließlich legte er sich auf eine Stelle knapp 1 m über dem Boden fest. Er setzte die Lampe ab und griff sich eine Spitzhacke.

«Ja!» rief Lidenbrock. «Diese Hacke ist die Idee. Unser

Leben, Hans, ist in deiner Hand. Ja! Ja! Ja! Ja!»

Weder mein Onkel noch ich wären zu der jetzt folgenden Arbeit noch fähig gewesen. Wir hätten nur ziellos auf den Felsen einschlagen können, ihn dabei vielleicht so zertrümmer, dass ein Einsturz oder doch ein Wassereinbruch unseren Durst ein für allemal gelöscht hätte. Hans aber, der Mann ohne Leidenschaften, brachte die berechneten kleinen Schläge immer auf denselben Punkt fertig, mit denen er im Verlauf einer qualvollen Stunde ein 10 cm breites Loch in den unberührten Fels trieb. Je näher er dem Durchbruch kam, desto stärker wurde ich von einem nervösen Zappeln und Zittern geschüttelt, das seinen frenetischen Höhepunkt erreichte, als mit lautem Zischen und quellendem Dampf ein Strahl Wasser aus dem Loch schoss und auf die gegenüberliegende Wand traf.

Als ich in den Strahl griff, schrie ich laut auf. Das Wasser war siedend heiß.

«Es wird schon kalt werden!» rief mein Onkel. «Außerdem löscht heißes Wasser den Durst ebenso gut wie kaltes.»

In den Rillen und Schründen am Boden des Ganges entstand ein Bach, der sich nach abwärts verlief. Das Wasser wurde darin bald kühler, so dass wir trinken konnten, ohne innerlich zu verbrennen. Welch eine Lust, Welch eine Erquickung, Welch Labsal! Ich kann die Freuden, die wir mit diesem Wasser hatten, nicht mehr beschreiben, sie waren zu tierisch, zu ursprünglich und banal. Erst nachdem ich eine Minute lang getrunken hatte, merkte ich es:

«Das Wasser ist eisenhaltig!»

«Wie gut für den Magen», sagte mein Onkel. «Ein Mineral-

wasser. Wir wollen tafeln.»

«Um ehrlich zu sein: es schmeckt wie dicke Tinte, aber ich finde es famos. Der Springbach sollte den Namen seines Entdeckers bekommen.»

«Hansbach!» riefen mein Onkel und ich, deuteten mit dem Finger auf den Strahl, der aus der Wand kam, und sahen Hans an.

Er nickte leicht, das war alles. Die Gleichmäßigkeit seines Naturells war nicht zu stören. Als der erste Rausch des Wohlgefühls einer heiteren Gelassenheit Platz gemacht hatte und wir wieder reichlich gestärkt waren, schien es mir wichtig, die Quelle zu verstopfen.

«Wir sollten Schlauch und Flaschen für unterwegs füllen, aber dann ...»

«Bist du denn sicher, dass wir so rasch wieder auf Wasser treffen?» fragte mein Onkel.

«Das allerdings nicht.»

«Oder hast du Lust, dir die Hände zu verbrennen? Das Loch kann man doch gar nicht abdichten. Und wozu auch?»

«Aber das Loch muss doch wieder zu, das kann doch nicht ewig so ...»

«Und warum nicht, lieber Axel? Das Wasser will abwärts, wir auch. Es fließt vor uns her, zeigt uns den Weg und gibt uns zu trinken.»

«Eigentlich ein guter Gedanke», sagte ich. «Damit muss uns die Sache gelingen.»

Da lachte Lidenbrock und sagte: «Jetzt hast du's hinter dir, mein Junge. Ab jetzt wirst du zum Absteigen Lust bekommen.»

«Hab ich schon», sagte ich. «Es kam ganz plötzlich.»

Nach dem Essen suchten wir uns drei trockene Stellen zum Schlafen aus und wickelten uns in unsere Decken. Bevor ich die Augen schloss, sah ich, wie Hans zu meinem Onkel huschte, sich zu ihm hinabbeugte und ihm etwas zuflüsterte. Mein Onkel griff daraufhin nach seinem Brustbeutel, öffnete ihn und gab Hans drei Reichstaler. Da wusste ich, dass es Samstag war, Zahltag.

## Kapitel 18

Zunächst fiel auch dieser Gang nur geringfügig. Aber am Montagabend, 10. Juli, als wir 17 Tage unter Tage waren, fast 150 km südöstlich von Reykjavik, in einer Tiefe von mehr als 10.000 m, öffnete sich erschreckend plötzlich vor unseren Füßen eine Erdspalte, ein Schacht, der in die Tiefe führte. Felsvorsprünge an den inneren Wänden bildeten eine spiralförmig absteigende Treppe, die fast absichtsvoll konstruiert wirkte. Hans sicherte uns derart mit den Seilen, dass der Abstieg ungefährlich schien.

Alle Viertelstunden war eine Pause vornötigen, in der wir uns setzten und die Beine baumeln ließen, bis die Zittrigkeit aus unseren Kniekehlen gewichen war. Am 11. und 12. drangen wir etwa 9.000 m hinab und steckten damit rund 20 km tief in der Erde. Am 13. gegen Mittag wurde der Gang bis auf 45° Gefälle sanft, bequem, einförmig, eintönig. Ich bemerkte das Fehlen der Landschaft.

Am Abend des 15., einem Samstag, nachdem mein Onkel unseren isländischen Führer entlohnt hatte, kamen wir ins Gerede über die Messdaten der Chrono-, Mano- und Thermometer, die mein Onkel Lidenbrock gewissenhaft ablas und später ja alle im wissenschaftlichen Bericht dieser Reise veröffentlichte. Zunächst fiel mir nichts Besonderes auf.

«Wir sind jetzt 222,5 km in der Horizontalen vorwärtsgekommen», sagte er beiläufig. «Pro Tag 10 km im Schnitt.»  
«Eine ganze Menge, wenn man bedenkt, dass wir nicht Lang-, sondern Tiefstrecken laufen.»

«Ach herrje!»

«Was ist denn los?»

«Mir fällt gerade etwas ein. Gib mir mal bitte die Karte von Island.»

Ich sah sie mir an und fand meine Schätzung bestätigt. «Über uns liegt gar nicht mehr Island», sagte ich. «Wir laufen unter dem Meer. Über unseren Köpfen rauscht der Ozean.» «Der Ozean», sagte mein Onkel. «Ganz gut, aber doch so extra wieder nicht. Denk an Newcastle, da laufen die Kohlenflöze auch unters Meer.»

Aber erst am 19. Juli, als wir schon über 3 Wochen unter der Erde lebten, als durdi den Verzicht auf Straßen, Bäume, Städte, Sonnenlicht und Wolken eine Troglodytenschlichkeit in unseren Vorstellungen und Gefühlsäußerungen herrschte, beschloss Professor Lidenbrock, einen ganzen Tag den Zahlen zu weihen. Wir waren da bis in eine grottenähnliche Erweiterung des Ganges gekommen. Mittendurch floss der Bach, der hier gerade die richtige Trinkwärme hatte.

«Nimm den Kompass», sagte mein Onkel nach dem Frühstück.

«Ost-quart-Südost», diktierte ich.

Lidenbrock rechnete und zeigte mir das Ergebnis. Wir waren 378,2 km in südöstlicher Richtung vom Einstiegloch Snoeffelsjökull entfernt.

«Unter dem Atlantik also, der vielleicht gerade von Stürmen gepeitscht wird ...»

«Phantastereien», sagte Lidenbrock. «Hier, mein Junge: die Tiefe wird dich interessieren!»

«71,2 km - und das Thermometer?»

«Tja, das wird dich enttäuschen: 34,6° Celsius. Du kannst ja

mal nachprüfen, was die Freunde der Zentralwärmetheorie sich für diese Tiefe ausgerechnet haben.»

Ich nahm ein Blatt Papier und rechnete mit der durchschnittlichen geothermischen Tiefenstufe von 33 m/1° und kam auf über 22.000.

«Darin müsste ja der Granit schmelzen!»

«Müsste, hätte, könnte, sollte. Alles Worte, die Humphry Davy nicht kannte. Ich wusste immer, dass er recht hatte. Die Zentralwärmetheorie ist wissenschaftlicher Bockmist. Sie stinkt zum Himmel.»

Ich wollte mich nicht mit ihm streiten, da die Umstände augenblicklich so gegen mich sprachen. Aber im stillen hatte ich mir sofort eine Möglichkeit zurechtgelegt, welche diese Messergebnisse und meine Theorie vernünftig zusammen sehen konnte: wir stiegen eine Art Vulkankamin, eine lava-überzogene Röhre hinab, welche die umgebende Wärme abschirmte.

Aber mir schien eine andere Berechnung interessanter.

«Der Erdradius ist, rund genommen, 6.300 km lang», sagte ich. «Davon haben wir in zwanzig Tagen gut ein Hundertstel zurückgelegt. Bis zum Mittelpunkt sind es also noch fünfeinhalb Jahre.»

Mein Onkel schwieg.

«Senkrecht gerechnet», ergänzte ich.

«Zum Teufel mit deinen verzagten Berechnungen! Der Gang wird uns schon ans Ziel führen. Wer viel rechnet, kriegt viel raus. Hier handelt es sich um Taten, mein Junge, Taten, die vor mir ein anderer vollbracht hat. Sacknussemm! Und das kann ich auch.»

Das Manometer zeigte auch bereits einen beträchtlichen Druck, der in leichten Ohrenschmerzen fühlbar wurde und sicher weiter zunahm. Irgendwo auf dem Weg zum Erdmittelpunkt musste die Luft die Dichte des Wassers erreichen und dann sich schließlich verfestigen. Ich stellte mir das im geheimen als ganz natürlichen Endpunkt unserer Reise vor. Weiter konnte auch der ge-lehrte Isländer damals nicht gedrungen sein. Dass er vom Mittelpunkt der Erde sprach, war phantasievoll, aber ohne Beweiskraft. Das 16. Jahrhundert kannte keine Manometer.

Nach diesem Rasttag verlief unser Abstieg unter Schwierigkeiten, aber ohne ernste Zwischenfälle, bis zum Montag, den 7. August. Wir erreichten am Vormittag dieses Tages bei 890 km Entfernung vom Einstieg in Island eine Tiefe von 133,5 km, das bedeutete 133,5 km Felsen, Meere, Kontinente und Städte über unseren Köpfen.

Der Gang fiel an diesem Tag sehr sanft. Da ich eine der Ruhmkorff-Lampen trug, konnte ich mir die Gesteinsbildungen an den Wänden genauer anschauen. Und auf einmal, als ich emporsah, war ich allein. Gut, schön, kommt vor, ich bin zu schnell gegangen, oder die beiden sind irgendwo stehen geblieben. Also warten. Oder besser: zurück. Da müssen sie sein.

Ich lief den Weg etwa eine Viertelstunde lang zurück und traf dabei auf keinen Menschen, hörte keinen Ton. Ich rief, meine Stimme hallte, brach sich in Echos, klang aus, und es blieb wieder still.

Jetzt wurde ich unruhig und merkte es deutlich an dem Schauder, der durch meinen Körper lief. Ich zwang mich,

ruhig zu überlegen: War ich vorhin vielleicht in der falschen Richtung «zurück»-gegangen? Hatte ich mich in der ersten Verwirrung zu oft gedreht und umgesehen? Kein Zweifel, in diesem Gedanken lag Hoffnung. Ich schritt die Viertelstunde lang kräftig aus bis zu dem mutmaßlichen Fleck meines Innehaltens, und dann ging ich noch eine halbe Stunde lang mit raschen Schritten weiter. Ich entdeckte meinen Onkel und den Isländer nicht. Ich versuchte es wieder mit Rufen, und dabei kam mir ein anderer Gedanke: War ich überhaupt vor den beiden hergegangen? Nicht vielmehr am Schluß? Ich stand mit geschlossenen Augen da und versuchte, mir das letzte Bild, das ich von uns dreien besaß, ins Gedächtnis zurückzurufen. Es war ganz variabel und stellte mir keine verlässliche Wirklichkeit vor. Außerdem brachte ich die Ruhe nicht auf, zu überlegen, wie ich logischerweise jetzt zu gehen hatte, wenn ich nicht vornweg, sondern hinterdrein gelaufen war. Da, plötzlich fiel mir ein, dass ich ja den Bach als Ariadnefaden besaß, Gott sei Dank, den Bach, an dessen Flussrichtung ich aufwärts und abwärts feststellen konnte, der mich am sichersten wieder zu meinen Gefährten brachte. Dieser Gedanke machte mir wieder Mut, ich lachte etwas, schüttelte die Erregung von mir ab und bückte mich, um mir im Hansbach Hände und Gesicht zu waschen. Ich griff nur auf dürrtrockenen rauen Granit. Der Bach floss nicht mehr zu meinen Füßen.

## Kapitel 19

Kein Wort der menschlichen Sprache kann meine Empfindungen wiedergeben. Mir stand sofort der Schrecken des Lebendigbegrabenseins und des Hunger- und Dursttodes im Gehirn und verhinderte alles vernünftige Nachdenken. Ich versuchte ganz still zu sein und zu horchen, ob nicht von irgendwoher der Ruf meiner Kameraden zu mir drang, aber alles, was mir in dieser Stille schmerhaft bewusst wurde, war das Fehlen des Murmelgeräusches vom Hansbach.

Ich musste an einer Gabelung, die mir beim Schauen nicht bewusst geworden war, einen anderen Weg genommen haben als er. Aber wie sollte ich zu dieser Gabel zurückfinden? Einen Kompass besaß ich nicht, um mir über die Richtung klar zu werden, ein Gefälle war kaum vorhanden, Fußspuren hatte ich auf dem harten Granitboden nicht hinterlassen. Wie sollte ich aus dieser Verlorenheit jemals wieder herausfinden?

Eine unendliche Traurigkeit kam nach der Verzweiflung und stimmte mich sanft. Ich setzte mich auf den trockenen Boden und legte den Kopf rückwärts gegen die Wand. Vor meinen geschlossenen Augen türmten sich die 133 km Felsboden, Schieferschichten, Lava, Sand und Geröll, und darüber tauchte in einem milden Tageslicht das weite, flachgestreckte Weichbild Hamburgs auf, die Stadt, die Königstraße, unser Haus, ganz still daliegend, und nur ein Äste schaukeln der Ulme verriet, dass dies Bild lebendig war. Im raschesten Durchlauf erlebte ich die Vorstellungen unserer Abreise, der Überfahrt nach Kopenhagen, nach Reykjavik,

das Haus Fridrikssons, die Hütte des Pfarrers, den Snoeffelanstieg, wobei sich die Beleuchtung immer stärker eintrübte, und nach dem Sturz in den Schacht, bei dem es völlig dunkel geworden war, wurde ich beim öffnen der Augen vom Strahl der Lampe neben mir geradezu geblendet. Diese Lampe war mein Freund, sie bedeutete, dass ich mich selbst sah und meiner Person vergewissern konnte. Wer hatte mich hier unter die Erde gebracht? Wie oft war unter meinem Geologenhämmerdien Granit zersprungen, aber dieses Felsgewölbe um mich stand undurchdringlich fest, unbesiegbar und Angst einflößend, ein steinernes Trauma. Wer hatte mich hinabgeschickt? Hatte mir nicht Grauben den letzten Anstoß gegeben?

*O Liebe, Liebe, du bist stark!  
Du streckest den in Grab und Sarg,  
vor dem sonst Steine springen,*

das ging mir durch den Kopf, und ich rief:  
«Onkel, Onkel, warum hast du mich verlassen?»  
Aber ich wusste ja gar nicht, ob vielmehr ich ihn vielleicht verlassen hatte. Meine Lebensmittel und die gefüllte Flasche würden etwa 3 Tage reichen. So lange hatte ich Zeit, den Gang wieder zu finden, in dem der Bach floß, und in diesem Gang würde ich zweifellos bald auf Lidenbrock und den Isländer treffen, da sie bestimmt schon jetzt nach mir suchten. Ich versuchte, durch aufmerksames Abschreiten von 100 m Gang festzustellen, nach welcher er anstieg, und entschied mich schließlich für eine Richtung. Ich nahm mein Bündel und die Lampe auf und zog los.

Ich war vielleicht 3 Stunden gegangen, als der Weg plötzlich deutlich anstieg. Das gab mir Hoffnung, das musste mich jener Gabelung näher bringen, und ich versuchte im Schein des Lampenlichts Wandformationen und Gewölbebögen wieder zu erkennen, die ich beim Hinabsteigen schon wahrgenommen hatte. Aber ich merkte bald, dass, flüchtig betrachtet, hier unten alles so ähnlich und ununterscheidbar aussah, dass diese Methode, mit der ich mich versichern wollte, sinnlos war. In dem Augenblick, als mir bewusst wurde, dass ich beim Hinabsteigen niemals einen so steilen Abhang überwunden hatte, hörte der Gang auf, ich stieß mit den Händen und der Lampe fast gegen die senkrechte Granitwand, die mir zeigte, dass ich in einen toten Arm gelaufen war.

Nur für einen Augenblick erschien mir der Gedanke: mein Körper, hier so verloren, werde ein rätselhaftes Fossil abgeben, wenn man ihn irgendwann später finde; dann überwältigte mich der Schrecken der Verlassenheit und der Dunkelheit, denn die Lampe war so angeschlagen, dass sie nach kurzem Flackern ganz verlosch. Immer weiter hatte ich die Augen bei den letzten schwachen Lichtwellen, die sie von sich gab, aufgerissen, so dass sie jetzt schmerzten, als ich ins Dunkel starrte. Niemals wird es oben auf der Erde so dunkel, auch in der finstersten Nacht nimmt die Netzhaut noch ein feines Streulicht auf und unterscheidet Konturen. Hier aber war ich blind wie die Lebewesen tiefer Höhlen, die gleich ohne Augen geboren werden.

Da verlor ich den Kopf und alle Beherrschung meiner Glieder. Ich sprang auf und stürzte in der Richtung zurück,

aus der ich gekommen war, die nutzlose Lampe weit voraustragend, dann stieß ich an Felsvorsprünge und glitt auf dem steilen Weg aus, rutschte und rollte tiefer, bis ich nach einer Zeit zerschunden und völlig erschöpft neben einer Wand niederfiel und da liegen blieb.

## Kapitel 20

Als ich erwachte, kamen mir bald die Tränen, denn es wurde mir bewusst, dass ich noch zu sterben hatte, dass mein Elend sich noch so lange dehnen würde, wie die Fasern meines Körpers mithielten. Ich hatte jedes Zeitgefühl verloren, und ich entdeckte, dass meine Uhr zersprungen war. Blutverlust hatte mich geschwächt, es kostete mich unendliche Mühe, den Willen und die Kraft aufzubringen, einen Schluck aus meiner Flasche zu trinken.

Während ich wieder bewegungslos im Schoß der Erde eingeschlossen lag, musste ich an Grauben denken, die mich auf dieses Abenteuer ausgeschickt hatte. Und starb ich denn, so starb ich doch durch sie, zu ihren Füßen irgendwie, aber es gelang meiner Vorstellungskraft nicht, ihr Bild zu beschwören, sie blieb ein Schemen, blond und sehr entfernt. Seit ich blind war, strengten sich meine Ohren um so stärker an, und ich erstarrte in meiner Lage plötzlich, als unvermittelt ein starkes Tosen und Grollen im Berg um mich herum hörbar wurde und sich wieder verließ. Eine Naturerscheinung? Begann sich die Erde zu heben und zu bewegen? Bahnten sich glühende Massen den Weg nach oben zu einem neuen Ausbruch? Was stürzte zusammen, was explodierte unter/über mir? Ich lauschte vielleicht eine Viertelstunde lang, und alles blieb still. Ich versuchte, mich aufzusetzen und meinen Rücken an die Wand zu lehnen. Und kaum berührte mein Kopf das Gestein, da hörte ich es wieder, diesmal aber deutlicher, ein Geräusch, ein Geräusch wie ...

«Sinnestäuschung! Du halluzinierst», sagte ich und wurde gleich in diesem Vorwurf unterbrochen, oder bestätigt, denn jetzt glaubte ich undeutliche Worte zu hören, ein sehr entferntes Murmeln; ich raffte mich auf, hinkte, kroch entlang der Wand, als könne ich der Schallquelle näher kommen, und wirklich vernahm mein Ohr, das ich ans Gestein gepresst hielt, immer deutlicher die unverwechselbare Artikulation menschlicher Stimmen, es fehlte nur noch ein kleines Stückchen, bis ich jedes der gesprochenen Worte auch klar und deutlich verstand, das mussten mein Onkel und der Isländer sein, die nach mir suchten, aber wo, aber wo? Ich schrie aus Leibeskräften:

«Hilfe! Hierher zu mir!»

Dann beugte ich mich wieder zur Wand und lauschte, aber ich lauschte lange, und nichts kam. Plötzlich begriff ich, was geschah: Die Stimmen pflanzten sich durch ein akustisches Phänomen fort, und was gesprochen wurde, war nur zu verstehen, wenn man Ohr oder Mund dicht an die Wand hielt, welche die Schallwellen wie ein elektrischer Draht leitete. Ich suchte jetzt fieberhaft nach der Stelle, an der ich die fernen Stimmen am besten vernehmen konnte, legte dort meine Wange gegen die Wand und sprach mit übergroßer Deutlichkeit: «Mein Onkel Lidenbrock.»

Und wartete in höchster Aufregung. Der Schall läuft nicht sehr schnell, und die dichtere Luft hier unten verstärkte ihn zwar, beschleunigte ihn aber nicht. Es dauerte also einige Sekunden, und dann schlugen die Worte an mein Ohr:

«Axel, Axel, bist du's?»

«Ja, ja!»

«Wo steckst du?»

«Ich weiß nicht, es ist alles so dunkel.»

«Und die Lampe?»

«Die Lampe ist verloschen, Onkel.»

«Ist der Bach noch da?»

«Nein, er ist schon lange nicht mehr mit mir.»

«Wie kommen wir zu dir?»

«Ich weiß nicht, ich kann nicht mehr reden, ich bin so erschöpft.»

«Nur Mut, rede nicht, mein Kind, hör mir zu. Wir haben dich in der oberen und unteren Galerie gesucht, immer entlang dem Hansbach. Schließlich sogar geschossen, in der Hoffnung, du würdest den Knall hören. Jetzt sprechen wir miteinander. Das ist schon etwas. Das ist großartig. Bald werden wir da sein.»

«Nimm deine Uhr, Onkel. Sprich meinen Namen und merk dir die Sekunde, ich spreche ihn sofort, wenn ich ihn hier gehört habe. Wenn du ihn wieder hörst, teil die Wartezeit durch zwei und multipliziere mit der Schallgeschwindigkeit ...»

«Wozu erklärst du mir das so lange. Bist du bereit?»

«Ja,»

«Axel.» «Axel.»

«40! Also 20 sec von mir zu dir. Macht knapp 7 km.»

«Sieben Kilometer!»

«Eine Kleinigkeit. Pass auf, wie du zu uns kommst: du musst abwärts. Wir stehen in einem hohen Saal, in den von allen Seiten Gänge und Spalten münden. Gehen alle strahlenförmig von hier ab. Du musst also bei uns landen. Schlepp dich fort, rutsche, krieche! Es führt dich alles in unsere Arme.»

Diese Worte belebten mich derart, dass ich sofort meine Gepäckstücke an mich raffte, soviel ich im Dunkeln davon fand, und vorwärts taumelte. Ich wusste, dass wir nicht mehr miteinander würden sprechen können, bis ich die beiden gefunden hatte. Mir war das Phänomen nicht mehr rätselhaft, denn ich erinnerte mich an ähnliche Umstände, die Menschen oder die Natur gebildet hatten: die innere Galerie der St. Paul's Cathedral in London zum Beispiel, oder in der sizilianischen Flüstergrotte «Ohr des Dionys» bei Syrakus. Die Stimme meines Onkels konnte nur deshalb bis zu mir dringen, weil kein Hindernis dazwischen lag. Der Weg des Schalls musste auch der meine sein.

Bald nahm die Schnelligkeit, mit der ich rutschte, zu, der abschüssige Boden des Ganges schien mich keineswegs auf den fast horizontalen Weg zu führen, den ich gekommen war, ich schlug an spitze Gesteine an, überschlug mich fast und fühlte noch, wie der Boden unter mir plötzlich völlig nachgab, bevor ich das Bewusstsein verlor.

## Kapitel 21

«Er lebt! Er lebt!»

Das war die Stimme meines Onkels Lidenbrock.

«God dag», sagte der Isländer Hans und nickte sanft mit dem Kopf.

«Ja», sagte ich, «Guten Tag.»

Ich sah und begriff eben noch, dass wir uns in einem weiten, dämmrigen Raum befanden, da nahm mich mein Onkel an seine Brust und tat mir weh, indem er mich an sich drückte. Jetzt wusste ich, bis zu welcher äußersten Grenze seine nüchterne Beherrschung gehen konnte und was geschehen musste, bis er eine menschliche Regung wie diese zeigte. Als er mich wiederbettete und die Decken um mich zusammenzog, sah ich von neuem den dämmrig erleuchteten Raum. Das Licht sah anders aus als das unserer Lampen.

«Wo sind wir?» fragte ich.

«Morgen, morgen», sagte mein Onkel. «Jetzt ist es 23 Uhr, schon etwas darüber, und du wirst schlafen.»

«Aber sag mir, welcher Tag heute ist.»

«Mittwoch, der neunte.»

«Also 4 Tage lang ...»

«Ja. Genug Leiden, um eine Nacht lang auszuruhen. Schlaf jetzt!»

Als ich am anderen Morgen erwachte, sah ich die Höhle deutlicher. Unser Lager befand sich in einer prächtigen Grotte auf feinem Sandboden. Riesige Tropfsteine verzierten sie und schimmerten in einem Halblicht, das mir unerklärlich war. Es brannte keine Lampe oder Fackel. Beim Umher-

schauen sah ich, dass das Licht durch eine niedere Öffnung am Ende unserer Grotte eindrang. Ein Erdspalt, durch den Tageslicht herabfiel? So riesentief? Von dem müsste man doch gehört haben! Und als ich jetzt ganz still lag, glaubte ich, auch das Aufrauschen von Wellen zu hören, die bedächtig ans Ufer schlugen, und von Wind, der darüber hinging.

Ich erschrak darüber und fürchtete, meine Augen und Ohren seien bei deinem Sturz gestern beschädigt worden, vielleicht auch mein Gehirn, das mir jetzt Wellenschlag und Wehen des Windes als Zwangsvorstellung aufdrängte. Eine andere Möglichkeit war, dass ich unvorstellbar lange geschlafen hatte, dass Hans und mein Onkel mich inzwischen wieder zur Oberfläche der Erde hinaufgetragen hatten ... Aber warum dann nicht ganz hinaus? Und woher die Wärme?

Da kam von der erleuchteten Öffnung her mein Onkel in die Grotte und trat an mein Lager heran.

«Guten Morgen», sagte Lidenbrock. «Ich sehe, dir geht's gut. Du hast auch schön ruhig geschlafen, Hans und ich waren sehr zufrieden.»

«Ihr habt gewacht?»

«Ja. Zeig mal deine Wunden. Prachtvoll verschorft. Hans hat dir eine Kräutersalbe draufgeschmiert, ein altes Geheimnis der Eiderdaunenjäger.»

«Ei der Daus!»

«Ja, wacker-wacker. Hab ich auch gesagt. Jetzt frühstücken wir erst mal.»

Während mein Onkel die Esswaren ausbreitete, erzählte er mir, wie ich mit einer Woge von Steinen und Geröll aus

einem der senkrechten Schächte gespült kam, die in die Grotte mündeten, bewusstlos und mit Blut bedeckt.

«Eigentlich hättest du umkommen müssen», sagte Lidenbrock. «Dass du lebst, ist gegen alle Wahrscheinlichkeit. Ich verstehe das nicht.»

Ich sah, dass ihn die Ungereimtheit ärgerte, und beeilte mich, seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken. «Eine Frage, Onkel: Hast du den Eindruck, ich sei gesund?»

«Ja, wieso?»

«Und mein Kopf?»

«Ein paar Quetschungen. Unerheblich.»

«Ich fürchte, mein Gehirn hat etwas gelitten.»

«Wieso das?»

«Sind wir wieder an der Erdoberfläche?»

«Aber nein, weit entfernt ...»

«Siehst du, eben! Es hat doch etwas gelitten. Ich fühle mich sonst ganz normal, aber ich sehe Tageslicht, ich höre Wind und Wellenschlag.»

«Sonst nichts?»

«Etwas Hämmern oder Hacken vielleicht noch ... ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll.»

«Ich will dir nichts erklären, was man nicht erklären kann. Du liegst hier, in Decken gewickelt, und noch fehlen dir die Begriffe für das, was ich dir sagen müsste. Wenn du aufstehst, wirst du selber sehen und merken, dass es viele Dinge zwischen Erdmitte und Oberfläche gibt, die sich unsere Schulegeologie nicht träumen ließ.»

«Dann will ich selber sehen!» rief ich heftig und warf die Decken von mir.

Eine kaum beschreibbare Unruhe hatte mich ergriffen.

«Jetzt nicht, Axel, es ist zu windig. Du erkältest dich.»

«Windig?»

«Einen Rückfall können wir am wenigsten gebrauchen. Du musst dich schonen, die Überfahrt wird nicht einfach sein.»

«Überfahrt??»

«Ich denke, dass wir uns morgen einschiffen können.»

«Schiff??»

Lidenbrock sah, dass er mich nicht zurückhalten konnte. Er half mir auf, hängte mir eine Decke um die Schultern, stützte und geleitete mich vorwärts: hinaus.

## Kapitel 22

Zuerst sah ich nichts als schmerzende Helligkeit. Ich musste meine Augen, die an solches Licht nicht mehr gewöhnt waren, zukneifen und konnte sie nur Stück um Stück wieder öffnen, wobei sie heftig trännten. Dann erschrak ich über das, was ich sah. «Das Meer!»

«Genau», sagte mein Onkel, «das Meer Lidenbrock, wenn ich vorstellen darf. Ich glaube, die Entdeckung wird mir wohl niemand streitig machen.»

Vor uns dehnte sich die Wasserfläche eines Sees oder eines Meeres aus, deren Grenzen in der Atmosphäre des Horizonts verschwammen. Wir standen auf feinem Ufersand, den die sanften Ausläufer der Wellen in die Buchten gespült hatte. Der Wind, der übers Wasser ging, trieb leichte Gischtspritzer auf und wehte sie mir ins Gesicht. Links und rechts von uns wurde dieser Uferstrand in 200 m Entfernung von aufsteigenden Felsen begrenzt, die weit ins Wasser vorsprangen, und als ich den Kopf hob, sah ich, dass es sich dabei nicht nur um Felsnasen handelte, wie sie Buchten begrenzen, die wir kennen, sondern um gigantische granitene Strebepfeiler, die so hoch aufsteigen, dass der Blick sie verlor. Am Fuß dieser Stützen von mehr als 100 km Erdgeschale nagten unablässig die Wellen.

Es war ein Meer, dessen Ufer, so weit man sie sah, dem eingrissenen Landsaum Norwegens glichen, mit Steilküsten und schroffen Felsvorsprüngen, ein Meer, das den Meeren der Oberwelt glich, das aber doch zugleich unverwechselbar anders und fremd war. Trotz der sanften Bewegung des

Wassers bot der ganze Anblick den Eindruck öder Wildnis und schrecklicher Verlassenheit. Woher kam das Licht? Der Schein war hell wie der Tag, aber keineswegs mit Tageslicht zu verwechseln. Hierher drang kein Sonnenlicht, das sich gleißend und lebenspendend verströmte, die Helligkeit war auch dem Erdlichtwiderschein vom Monde nicht vergleichbar, nein, das Licht hier lag beständig zitternd und pulsierend in der Luft, bläulich helles und trockenes, eben «elektrisches» Licht, eine fortdauernde Nordlichtstrahlung in dieser Höhle, ein immerwährendes kosmisches Phänomen ... Aber das Wort «Höhle» trifft die Sache nicht mehr, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll: Erdblase, Tiefsaal, Grotte d'Azur, mit welchem Namen ich eine Welt benennen soll, die bisher noch nicht einmal in unserer Vorstellung existierte. Auch Hohlwelt passt da nicht, das Wort ist voller Theorie ...

Die Decke des Gewölbes muss unermesslich hoch liegen, wie an einem Himmel zogen Wolken darunter hin, was ich nicht verstand; denn physikalisch war die Verdunstung des Wassers unter dem hier herrschenden atmosphärischen Druck unmöglich. Der gleiche Druck musste jedenfalls bewirken, dass sich das geballte Gewölk innerhalb kurzer Zeit regelmäßig bruchartig entleerte; jetzt aber herrschte gutes Wetter (wenn man hier unten so sagen konnte). Die Lichtspiele in der Atmosphäre belebten die Wolkenbildungen durch Glanzlichter und Schattenbildungen, aber der Gesamteindruck des Bildes war düster stimmend, da ihm Wärme fehlte, ganz besonders düster. An diesem Himmel zogen niemals Sterne, das wusste ich, und das spürte ich

und wurde mir des ungeheuren Drucks der Granitmassen über uns bewusst. So riesig der Hohlraum sein mochte, er war unser Gefängnis.

Ich wusste nicht, wie ich mir das alles erklären sollte. War beim Erkalten des Erdballs hier nachgiebiger Boden abgesackt und hatte den Hohlraum gerissen? Ich kannte Berichte über berühmte Grotten, die Grotte zu Guachara (Columbia) des Alexander von Humboldt zum Beispiel, die der Gelehrte 750 m weit erforscht hatte. Über den unergründlichen See der Mammut-Höhle in Kentucky, deren Decke sich 150 m hoch wölbt, sind Forscher über 50 km gefahren, ohne ans Ende zu kommen - aber waren das Vergleiche zu dieser hier mit ihrem Dunsthimmel voll elektrischen Lichts und dem unübersehbaren Meer in ihrem Schoß?

Die in mir aufgestaute Erregung über die unerwartete und unbeschreibbare Entdeckung brachte die gesunde Farbe auf mein Gesicht zurück, meine Schwäche wurde durch Erstaunen behoben, und als meine Lungen nach 47 Tagen Kerker in schwarzen Schlünden die sauerstoffreiche dichte Luft atmeten, kehrte die Lebenskraft und ein stärkendes Gefühl der Befreiung zurück. Ich sog den leicht salzduftenden «Seewind» mit unendlichem Genuss ein.

Mein Onkel war so nachsichtig, mir den ersten Eindruck nicht zu zerstören, obwohl ihn der Anblick wahrscheinlich längst nicht mehr berührte. Erst als ich merkte, dass er unruhig wurde, wandte ich midi ihm zu, und er sprach: «Bist du kräftig genug, um ein bisschen spazieren zu gehen?»

Ich nickte, er gab mir seinen Arm. Es war mir lieb, dass ich mich noch darauf stützen konnte.

Links von uns bildeten abgebrochene Felsen, die sich übereinander türmten, einen gigantischen Felsschutthaufen, über den Sturzbäche herabkamen, sich in kleinen Becken sammelten, überliefen und weiter fielen. An manchen Stellen deutete aufsteigender Dampf heiße Quellen an, und mehrere Rinnale mündeten in das Meer. Auch der Hansbach verlor sich still ins größere Wasser, hatte bereits ein leichtes Bett ausgewaschen und wirkte, als sei das seit Jahrtausenden sein Lauf gewesen.

Wir übersprangen diese Bäche und arbeiteten uns der Küste entlang weiter vor, bis wir plötzlich vor einem Anblick stehen blieben, auf den wir nicht gefasst waren. In einer Entfernung von etwa 500 Schritt stand, bislang durch vorspringende Felsen verborgen, ein großer, dichter und schwerer Wald vor uns. Die Bäume waren nicht übermäßig lang, aber sie hatten sämtlich wie abgezirkelt die Form von Regenschirmen, der Wind bewegte keine Blätter in ihnen, sie standen vielmehr steif wie eine Masse versteinter Zedern.

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Auch für diese Erscheinung hatte ich keine Namen. Gehörten die Bäume keiner der 200.000 Arten aus dem Pflanzenreich an, die man bis jetzt kennt? Sollten wir ein neues Sumpfgewächs ...

Aber nein, als wir näher kamen, bestätigte sich der erste Eindruck, unser Erstaunen wurde jetzt von der Bewunderung verdrängt. Das waren Gewächse, wie sie die Oberfläche der Erde auch kannte, aber ins Riesenartige vergrößert. «Champignons», sagte mein Onkel. «Ein ganzer Wald voll.»

Es handelte sich tatsächlich um weiße Champignons, die hier in diesem Klima zu einer Höhe von 9 bis 12 m aufgeschossen waren und einen Hut von gleich großem Durchmesser trugen, Tausende und Abertausende. Sie standen so dicht, dass das Licht nicht bis zum Boden drang; unter ihnen übereinander geschobenen Kappen herrschte undurchdringliches Dunkel.

Dennoch wollte ich weiter vordringen. Aber eine tödliche Kälte schlug uns aus der feuchten Finsternis unter den Fleischwölbungen der Pilzhüte entgegen, so dass wir nur eine halbe Stunde darin herumirrten. Ein Wohlgefühl durchrann meinen Körper, als wir ans Ufer und ans Meer zurückkehrten.

Champignons waren aber nicht alles, was diese unterirdische Pflanzenwelt zu bieten hatte. In einiger Entfernung erhoben sich Gruppen zahlreicher anderer Bäume, die leicht zu bestimmen waren, 30 m hohe Lykopodien, riesige Sigillarien, Farne wie Tannen so mächtig und Lepidodendren mit behaarten Blättern. «Ist das ein Botanikerfestessen», rief mein Onkel. «Unsere Gartengewächse im Riesenformat, und die ganze Flora des Erdmittelalters! Welch ein Herbarium, welch eine Beweismasse für die kühnen Theorien und Rekonstruktionen der Gelehrten. Hier ist Material, hier ist Erkenntnis, welche keine Sündflut fortspülen konnte.» Als ich stolperte und fiel und dabei die Staubschicht von den Unebenheiten des Bodens wischte, sahen wir noch mehr. Unter unseren Füßen breitete sich ein mit Riesenknochen besäter Acker, baumstarke Skelett-Trümmer, die wir jetzt auch nach ihren UmrisSEN erkannten.

«Der Unterkiefer des Mastodon», sagte ich, denn die Abbildungen aus meinen Naturkundebüchern waren mir noch alle gegenwärtig, «Dinotheriumbackenzähne und ein Megatheriumbecken, das größte Becken im Bereich des Lebendigen. Und dort weiter hinten, das sind keine Buschwerke, da liegen ganze Skelette. Das grenzt mir doch an Wunder!»

«Wo soll da ein Wunder sein?» fragte Lidenbrock unwirsch. «Die Tiere haben hier gelebt, an den Ufern dieses Meeres, im Schatten dieser Riesenpflanzen.»

«In einer Höhle aus Granit!?»

«Granit, Syenit, Diorit, ganz egal!» sagte mein Onkel. «Das waren die Gesteine im Gang, durch den wir kamen. Das mag der Untergrund auch hier sein. Ich habe gestern aber Bodenuntersuchungen gemacht. Schau hin, dann findest du Sand, Schlick, Riff kalk, Diatomeenschlamm und Sapropel. Klares Sedimentgestein. Lebensgrund für Seelilien, Ammoniten, Schnecken, Schmelzschorper und Reptilien, Saurier, Knochenfische, Vögel, Schwämme, Muscheln, auch Taxodien, Gingkos, Nadelbäume ...»

«Schon gut», sagte ich, «ich weiß. Aber woher die Ablagerungen inmitten der Magmasteine?»

«Leicht zu erklären, wenn man Geologe ist. Im Erdaltertum und noch im Erdmittelalter die starken Bodenhebungen und -senkungen. Elastische Rinde, wie du dich erinnerst. Starke Festlandüberflutungen, Einbrüche, ein Stück Meeresboden bricht ein, wird hinabgezogen in den Abgrund zum Schwerpunkt mit all seinem sedimentären Terrain.»

«Also ein Terrarium unter der Erde, weiteren Einflüssen aus der Veränderung der Erdoberfläche entzogen? Ja, sag mal,

wer gibt uns denn dann die Sicherheit, dass die Tierarten, die damals hier eingeschlossen wurden, nicht prächtig gediehen sind und heute noch existieren? Wenn die Pflanzen schon so schießen?» Mich beunruhigte dieser Gedanke tatsächlich mehr, als ich zeigen wollte. Leben hier unten, das wäre zugleich Trost und Erschrecken für Eingeschlossene, wie wir es waren. Ich ließ mich bei einem der Uferfelsen nieder und sah über den Wasserspiegel. Zu meinen Füßen brachen sich rauschend die Wellen. Ich konnte von hier aus die ganze Bai überblicken, in der wir an die Küste dieses Meeres gekommen waren. An der innersten Stelle dieser Einbuchtung lag ein kleiner natürlicher Hafen, dessen Wasser von den umgebenden Felsen vom Wind geschützt wurde. Eine Brigg und zwei bis drei Kanonenboote hätten dort bequem ankern können, ja, die Vorstellung eines aufgetakelten Zweimasters paßte so natürlich in diese Umgebung und wurde so intensiv, dass ich für einen Augenblick glaubte, gleich würde das Schiff erscheinen und mit vollen Segeln unterm Südwind in See stechen.

Die Empfindung dafür, dass die einzigen lebendigen Wesen hier unten wir drei waren, wurde nach solchen Gedanken nur noch stärker. Wenn Windstille herrschte und der Schlag der immer wiederkehrenden Welle zu meinen Füßen das einzige Geräusch war, dann senkte sich für Augenblicke eine Stille über Felsen und Wasser, die weithin hörbar schien und lastender auf mir ruhte als die Lautlosigkeit der Wüste. Ich versuchte dann mit zusammengekniffenen Augenlidern den Nebel der Horizontlinie zu durchdringen, um Genaues zu

sehen. Aber meine Fragen wurden nur deutlicher und größer. Wo war dieses Meer zu Ende? Und wohin führte es? Würden wir ans andere Ufer gelangen? Und was stand uns dort an Erkenntnissen bevor?

## Kapitel 23

Beim Erwachen am nächsten Morgen fühlte ich mich völlig geheilt. Ich sprang aus den Decken, lief hüpfend und lachend zum Strand hinunter und nahm ein erfrischendes Bad in den Fluten dieses mittelirdischen Meeres. Das Frühstück danach schmeckte vortrefflich. Hans hatte eine kleine Feuerstelle eingerichtet und kochte darauf Kaffee: Nie hat mir dieses Gebräu besser geschmeckt als an diesem Morgen.

«Wir haben Flut», sagte mein Onkel.

«Was! Der Mondeinfluss reicht so tief herab?»

«Alle Körper sind der Anziehung der Massen unterworfen, warum nicht dieser Teich?»

«Teich ist gut! Das ist ein ausgewachsenes Meer zwischen den Schichten der Erde. Wer hätte das ahnen oder sich ausdenken können?»

«Jeder», sagte mein Onkel bissig, «dem die Theorie von der Zentralwärme nicht den Verstand vernebelt hat.»

Wir waren wieder beim Thema, und ich bog rasch ab.

«Wo sind wir denn jetzt überhaupt?»

«1.500 km südöstlich Island, mit einer westlichen Abweichung von 19° 42'. Ganz normal. Aber etwas anderes ist merkwürdig.»

«Was denn?»

«Die Kompassnadel neigt sich nicht mehr nach Norden und nach unten, sondern sie hebt sich. Ich beobachte das mit der größten Aufmerksamkeit.»

«Das würde ja bedeuten, dass sich der Magnetpunkt der

Erde zwischen der Oberfläche und unserem jetzigen Standpunkt befindet.»

«Tja. Am 70. Breitengrad, wo Ross den magnetischen Nordpol entdeckt hat, würde sie wahrscheinlich senkrecht stehen. Dieser geheimnisvolle Anziehungspunkt kann also nicht sehr tief liegen.»

«Das hat sich die Wissenschaft bisher nicht träumen lassen.»

«Die Wissenschaft, mein Junge, besteht nur aus Irrtümern. Aber diese Irrtümer muss man begehen. Es sind die Schritte zur Wahrheit.»

«Wie tief sind wir?»

«155,75 km.»

«Da oben drüber also», sagte ich, mit einer Handbewegung vage andeutend, «das schottische Hochland, die schneebedeckten Gipfel der Grampianberge.» Eine etwas schwere Bürde, wenn man die Massive aus der Anschauung kennt, aber der Baumeister des Weltalls hatte gutes Material benutzt, es trug. Die Kaverne mitten in der Erde hätte kein Mensch errichten können. Gegen diese Gewölbe und ihre Tragkraft waren Brückenbogen und Kathedralenschiffe statische Spielereien. Was bedeuteten die riesigsten Gotteshäuser gegen diese Grotte, in der ein Meer und seine Stürme sich bequem entwickeln konnten?

«Wie weiter, Onkel?» fragte ich. «Hier kommen wir nicht durch.»

«Müssen wir aber, denn am jenseitigen Ufer münden die Gänge, durch die wir weiter hinabsteigen.»

«Ach so. Was glaubst du, wie weit es bis dahin ist?»

«100 bis 150 km.»

«Soweit kann ich nicht schwimmen.»

«Sollst du auch gar nicht. Wir benutzen ein Fahrzeug.»

«Teufel, Teufel. Ich wusste gar nicht, dass wir ein Faltboot dabei haben.»

«Wozu ein Boot? Ein gutes solides Floß tut's doch auch.»

«Wo sollen denn die Baumstämme dazu sein? Oder willst du Schwimmkissen aus Champignonfleisch zusammenbinden?»

«Sperr mal deine Ohren auf!»

Jetzt merkte ich, dass mir das Hämmern schon eine ganze Zeit lang bewusst gewesen war.

«Ach, Hans fällt Bäume? Der Ärmste, soll er sie die ganze Strecke hierher tragen?»

«Sie sind schon hier, sind auch gefällt. Komm mit.»

Wir brauchten nur um den nächsten Felsvorsprung zu gehen, da sahen wir Hans an der Arbeit. Ein halbfertiges Floß lag auf dem Strand. Die Balken, aus denen es gefertigt war, schienen mir merkwürdig.

«Was ist das für Holz?» fragte ich meinen Onkel.

«Fichten, Tannen, Birken», sagte Lidenbrock, «aber alles fossil. Durch Seewasser mineralisiert.»

«Aber wenn es versteinert ist, muss es doch untergehen!»

«Richtig. Manche Stücke sind auch vollkommen zu Anthrazit geworden. Aber nimm dies hier!»

Er hob ein kürzeres Stück auf und zeigte es mir.

«Hier hat die Umbildung erst angefangen. Pass mal auf, wie das schwimmt!»

Er warf es in hohem Bogen aufs Wasser. Zuerst versank es, dann stach es wieder aus der Oberfläche hervor und schaukelte gemächlich auf den Wellen des Meeres Lidenbrock.

Um 6 Uhr am anderen Morgen begannen wir das Fahrzeug zu beladen. Eine Decke wurde als Segel zwischen dem Mast aus zwei gebundenen Stäben und der Raa aufgehängt, das war das ganze Takelwerk. Mit reichlichen Metern Seil hatte der Isländer das übrige Floß fest zusammengeschnürt; es besaß sogar ein Steuerruder. Wir luden Lebensmittel, Gepäck, Instrumente und einen ansehnlichen Süßwasservorrat ein, dann stellte sich Hans ans Steuer, und wir machten los.

«Halt, halt!» rief mein Onkel plötzlich. «Der Hafen hat noch keinen Namen. Axel, wie wär's?»

Mir aber lag für diese Bucht zwischen den beiderseits her-vorspringenden Felsen mit dem dunklen Tunnelloch an ihrer innersten Stelle, durch das wir angekommen waren und aus dem immer noch der Hansbach floss, ein anderer Name auf der Zunge:

«Grauben!» sagte ich. «Hafen Grauben macht sich bestimmt gut auf der Karte.»

Das trug mein Onkel ein.

Der Wind kam aus Nordost, und unsere Geschwindigkeit betrug rund 5 km/h. Wenn die Schätzung meines Onkels richtig war und wir die Geschwindigkeit beibehielten, mussten wir am anderen Morgen am gegenüberliegenden Ufer sein.

Ich saß ganz vorn auf dem Floß. Wir waren noch gar nicht weit hinausgekommen, da öffneten sich die Küstenbegrenzungen immer weiter, und um uns herum war unermessliches Meer. Wir hatten die Sicht auf die Gestade, von denen wir aufgebrochen waren, bald verloren. Große Wolken-

bänke breiteten graue Schatten über die Wasseroberfläche, nur bisweilen fingen die Tropfen im schäumenden Fahrwasser des Floßes ein Zucken des elektrischen Lichts auf, brachen es und spiegelten es glitzernd wider. Das Wasser lag hier draußen merkwürdig still, und nur das Rauschen des Floßes verriet seine Bewegung.

Gegen Mittag sah ich ungeheure Massen von Seetang in den Wellen vorbeitreiben. Ich kannte die Berichte über die Vitalität dieser Algen, wusste, dass sie in 4.000 bis 5.000 m Tiefe zu finden waren und sich bisweilen unter 400 Atmosphären Überdruck fortpflanzen, ich wusste, dass sie Bänke bilden, in denen sich oft Schiffe verfangen; aber ich glaube, keinem Menschen sind sie jemals in solchen Unmassen begegnet wie uns. Viele Kilometer fuhren wir an den seeschlangenartigen Bändern entlang, ohne dass wir ein Ende sahen, und mir begann sich ein Begriff von der Naturkraft zu bilden, die hier und in den frühen Epochen der Erde solche Lebewesen in die Welt setzte.

Hans hatte die Angel ausgeworfen und einen Fisch aus dem Wasser gezogen, der gewaltig zappelte.

«Ein Stör!» rief ich.

Mein Onkel rümpfte die Nase und sah sich das Tier genauer an. Der Fisch hatte einen platten, abgerundeten Kopf und ein Maul ohne Zähne. Knochenähnliche Plättchen bedeckten den Vorderleib, er bewegte sich mit kräftigen Brustflossen, besaß aber keinen Schwanz. Er gehörte wohl in die Klasse, der die Naturforscher auch den Stör zuordnen, aber es war voreilig gewesen, ihn mit unserem Stör gleichzusetzen.

«Ein Fisch der Urzeit», sagte mein Onkel. «Man kennt die

Art sonst nur aus Fossilien. Das nennt man Sammlerglück.»

«Kannst du ihn einordnen?»

«Ordnung: Ganoiden, Familie: Cephalaspiden, Gattung: tja.»

«Na?»

«Ich möchte schwören: Pterichtys. Nur eins ist merkwürdig. Siehst du nichts?»

Er hielt mir das Tier vor.

«Nein.»

«Der Fisch auch nicht, mein Junge. Er ist blind. Er hat überhaupt kein Sehorgan.»

«Wie alle Bewohner unterirdischer Gewässer ...»

«Kann aber ein Sonderfall sein. Fangen wir noch mehr und sehen wir nach, bevor wir repräsentative Angaben machen.» Innerhalb von 2 Stunden hatten wir einen kleinen Berg Fische gefangen, Pterichtys vor allem, aber auch Exemplare aus der Dipterenfamilie, alles Fische ohne Augen. Also enthielt dieses Meer nur fossile Gattungen, Lebewesen, die uns auf der Erdoberfläche als ausgestorben gelten? Warum nur Fische? Warum nicht Saurier, deren Bild sich der Mensch bislang nur nach einer Rippe, einem Kiefer machen konnte? Warum nicht auch Urvögel, welche die schwere Luft mit ihren Flügeln schlügen?

Auf dem Floß über ein Meer Hunderte von Kilometern unter der Erde dahingleitend, träumte ich im Wachen den paläontologischen Traum, sah Riesenschildkröten wie schwimmende Inseln durch die Wellen treiben und am imaginären Strand wandeln die Großäuger der Urzeit, Leptotherium und Mericotherium, auferstanden aus brasilianischen Höhlen und sibirischem Eis, der Riesentapir Lophiodon

lauert dem Anoplotherium auf, dem Fabeltier aus den ersten Schöpfungsstunden, probeweise zusammengeklatscht, später verbessert und in den Einzelausführungen Nashorn, Pferd, Flusspferd und Kamel geliefert. Das Mastodon windet den Rüssel und brockt mit seinen Hauern dem Meere Felsblöcke ein, erdeaufwühlend brüllt das Megatherium und füllt mit seinem Laut die granitene Höhle aus, der Uraffe Protopithecus springt von Fels zu Fels, und drüber rauscht der Pterodactylus wie eine Riesenfledermaus, der Archäopterix und andre ungeheure Vögel, stärker als der Kasuar, größer als der Strauß, stoßen mit Schwingen und Köpfen gegen die steinerne Decke dieser Tierhohlwelt. Meine Phantasie zieht mich hinab in die Erdzeitalter, Menschen, Säugetiere, Vögel verschwinden und bleiben eingebettet in ihre Zeiten über mir zurück, während ich falle von Jura zu Trias und Dyas, auch Perm, durch 230.000.000 Jahre, wo sich die Trilobiten zum Sterben legen, ebenso Seelilien und Armfüßer, ins Karbon, wo Schachtelhalme, Farbe, Spinnen, Krebse mir entgegenschlagen, aber spärlich werden, kaum erweckt aus dem Gestein und dann noch gar nicht vorhanden sind, durch Devon und Silur ins Kambrium, in die Jugend der Trilobiten, Urbecher und Ringelwürmer, die Mollusken vergehen, das letzte Lebendige sind Schwammreste, dann ist das Leben tot, noch ungeboren und liegt beschlossen in Eruptiv- und Sedimentgesteinen dieser Erde, im vulkanischen Schmelzfluß, im Magma, das glühend flüssig Kugelform hat erstrebt und in den Nebelhaufen zerstiebt den Gasball glänzend glühend und groß wie die Sonne 1.400.000 mal größer als die Erde die einmal daraus werden wird mit

mir im Zentrum und fortgerissen in Planetenräume fortgerissen ...

«Axel, was ist dir!? Du fällst!» rief mein Onkel, ich spürte, wie mich die Hand des Isländers ergriff und hielt, sank am Mast nieder und schloss verstört die Augen.

«Bist du närrisch geworden?» fragte Lidenbrock. Ich schüttelte den Kopf.

«Bist du krank?» Ich verneinte.

«Ich weiß nicht, was du hast», sagte Lidenbrock ärgerlich.

«Wir haben guten Wind und gutes Meer, machen prächtige Fahrt und werden bald landen.»

«Ja, guter Wind und gutes Meer», sagte ich.

## Kapitel 24

Dienstag, 15. August

Das Meer ist eintönig wie zuvor, nirgends ist Land in Sicht. Mein Onkel ist übelgelaunt, die Unruhe überwältigt ihn und peinigt ihn um so stärker, als er auf diesen kleinen Fleck Floß gefesselt ist. Er nimmt allerhand Messungen vor, notiert und rechnet und hat auch mir, weil er mich so untätig sitzen und starren sah, befohlen, ein Tagebuch zu führen.

Seine Ungeduld ist verständlich: er hat sich verschätzt. Wir sind nun schon 500 km unterwegs ohne die Aussicht auf Land. Die Richtung geht immer nach Süden.

«Ich bin doch nicht hier heruntergestiegen, um auf diesem Teich eine Vergnügungsfahrt zu machen. Was soll die Lustpartie? Das bringt uns doch alles nicht tiefer hinab!»

«Aber Sacknussem ist doch auch», warf ich ein, « ...»

«Das ist die Frage! Sind wir auf dem Weg geblieben, den er einschlug? Hat er dieses Meer überhaupt erreicht? Hat uns der Bach nicht überhaupt in die Irre geführt?»

«Was nicht ganz so zu bedauern wäre, da wir doch immerhin dieses Schauspiel sondergleichen ...»

«Es handelt sich hier nicht um Schauspiele, mein Junge, sondern um das Ziel! Das hab ich mir gesetzt, das will ich erreichen!»

Mittwoch, 16. August

Wie jeden Morgen versuche ich, mir darüber klarzuwerden, ob die Helligkeit des Lichtes nachgelassen hat oder nicht. Ich fürchte mich vor der Dunkelheit, aber meine Beobachtungen

sagen mir, dass ich mir unnötige Sorgen mache. Nichts Neues. Gleicher Wetter, der Wind vielleicht etwas frischer. Mein Onkel Lidenbrock ist wieder mit Tiefenmessungen beschäftigt. Unsere schwerste Spitzhacke wird dazu an ein Seil gebunden und hinabgelassen. 360 m und kein Grund. Es kostet Mühe, diese Sonde wieder einzuholen. Hans findet am Eisen der Spitzhacke starke Druckstellen und zeigt sie meinem Onkel. Lidenbrock achtet nicht darauf, er trägt die Zahlen ein. Der Isländer kommt zu mir und macht mir mit Mund und Händen klar, was «Tänder!» heißt.  
«Zähne!?»

Allerdings, wenn man genau hinsah, erkannte man, dass die Eindrücke von Zähnen stammten, und ich versuchte mir die Kraft der Kinnladen vorzustellen, in denen diese Zähne saßen. Mir fällt mein Traum der Erdzeitalter wieder ein und beunruhigt mich. Leben dort unten Tiere, Ungeheuer untergegangener Gattungen, haifischgierig, walfischgroß? Ich muss immer wieder zu der Spitzhacke sehen.

Donnerstag, 17. August

Nichts Neues, aber ich muss dauernd an die Tiere der Urzeit denken, an die Reptilien, die den Weichtieren und Schalentieren folgten und den Säugetieren vorangingen. Beherrscher der Meere, gebaut wie die Riesen, mit unvorstellbarer Kraft ausgestattet, an denen gemessen unsere Krokodile und Alligatoren lächerliche Restchen sind ...

Ich erinnere mich noch genau an den Besuch des Hamburger Museums, in dem ich ein über 10 m langes Skelett, nach fossilen Funden rekonstruiert, sah und erklärt bekam. Trifft

mich das Schicksal so hart, dass mir die Begegnung mit einem derartigen Vieh bevorsteht? Die Zahnabdrücke auf dem Eisen sind konisch. Wie beim Krokodil. Warum musste mein Onkel die Tiere aus der Ruhe aufstören, indem er ihnen den Eisenpickel auf die Nase fallen ließ?

Waffen gereinigt und geladen. Das Meer wird unruhig. Wir teilen Wachen für die Schlafenszeit ein.

*Freitag, 18. August*

Das ständige leuchtende Licht ermüdet die Augen schrecklich. Wir sind froh, häufig schlafen zu können. Ich habe heute «abend» die erste Wache. Am Steuerruder ist nicht viel zu regeln, obwohl die See unruhig geworden ist, viel stärker als gestern. Ganze Wasserflächen heben sich und machen das Schreiben schwer, es ist, als steige der Meeresboden in großen Brocken emp ...

*Samstag, 19. August*

Ich hatte die Gefahr mehr gahnt als gesehen und war bereits an den Waffen, als das Floß gestern abend von einem furchtbaren Stoß empor- und vorausgeschleudert wurde, wohl 50 m weit. Mein Onkel und Hans waren sofort wach und übernahmen ihre Waffen.

In etwa 400 m Entfernung sahen wir eine schwarze Masse in den Wellen, die regelmäßig auf- und abtauchte.

Ich schrie entsetzt: «Ein kolossales Meerschwein!»

«Und eine verflucht große Eidechse da drüben!» sagte mein Onkel.

Dann stieg prustend ein Walfisch auf und kam in unsere

Richtung. Hans wollte das Steuer zur Flucht herumwerfen, denn jedes dieser Seeungeheuer konnte unser Floß mit einem einzigen Biß zermalmen, aber da sahen wir auf der anderen Seite Krokodil und Schlange von ebenfalls so ungeheuerlichen Ausmaßen sich jagen und dabei dem Floß immer näher kommen, die übrigen Tiere flüchteten vor diesen beiden Kämpfern, und unser Floß schien verloren.

Aber Schlange und Krokodil schossen knapp 100 m entfernt an uns vorüber, und noch mal 100 m weiter kam es zum Kampf. Ihre Angriffswut war so groß, dass sie uns nicht bemerkt hatten. Mir schien, als mischten sich in das Schlachtgetümmel, das die beiden Feinde im Wasser entfesselten, auch andere Tiere, jenes Meerschwein, der Walfisch, Eidechse, Schildkröte, aber mein Onkel, der den Kampf mit dem Glas verfolgte, klärte uns genau auf

«Das ist kein Krokodil, das hat wohl ähnliche Zähne, aber einen Eidechsenkopf ... das ist das fürchterlichste aller Reptilien: der Ichthyosaurus.»

«Und das andere?»

«Der Plesiosaurus, sein fürchterlichster Feind!»

Wie konnte ich mich täuschen lassen? War das die Angst? Natürlich kenne ich das mannskopfgroße blutige Auge des Ichthyosaurus, gegen den enormen Druck in den Wassertiefen unempfindlich, kenne seine Riesenform und Schnelligkeit, die ihm den Namen «Walfisch der Saurier» eintrug. Das Exemplar von gestern maß mindestens 30 m, in der enormen Kinnlade sollen 182 Zähne stecken. Und ich kannte auch den Plesiosaurus: kurzer Schwanz, zylindrischer Leib, der ganz in einer Schildkrötenschale gekleidet ist, Rudertatzen, ein

Schwanenhals von 10 m Länge... Die beiden Tiere bekämpften sich mit unbeschreiblicher Wut, sie warfen das Wasser berghoch auf und füllten die Luft mit Schaum, dass wir minutenlang nichts sahen. Unter den Kampfgeräuschen unterschieden wir ein merkwürdiges starkes Zischen, aber die Tiere hatten sich schon derart ineinander verbissen, dass wir nicht mehr ausmachen konnten, von welchem es kam. Wir standen bewegungslos um den Mast unseres Floßes gedrängt, die Gewehre in der Hand. Nach 2 Stunden endlich schlugen die Wellen plötzlich über den beiden Riesen zusammen. Das Wasser unter unserem Floß brodelte aufgewühlt, aber an der Oberfläche bleibt es still. Da plötzlich schoss der grässliche Kopf des Plesiosaurus hervor, der lange Hals peitschte im Todeskampf die Wogen, krümmte sich, wand sich wie ein zerrissener Wurm und versank schließlich immer tiefer, immer schwächer zuckend, in den Fluten...

Bis zum Morgen ereignete sich nichts mehr; der kräftige Wind brachte uns heute rasch vom gestrigen Kriegsschauplatz fort.

Hans steht am Steuer, mein Onkel liest verbissen seine bisherigen Notizen durch, und die Reise hat ihre alte Monotonie wiedergewonnen. Heute Zahltag Hans.

*Sonntag, 20. August*

Wind aus Nordnordost, ziemlich ungleich. Geschwindigkeit immerhin 15 km/h. Gegen Mittag vernehmen wir ein fernes Getöse.

«Ein Felsen, eine Insel, ein Stück Land», sagt mein Onkel.

«An dem sich das Wasser bricht. Endlich.»

Wir hören das Brausen jetzt seit 3 Stunden, aber von Land ist nichts zu sehen.

«Vielleicht ein Wasserfall, ein Abgrund, in den die Wassermassen dieses Meeres stürzen, und wir mit?»

Mein Onkel Lidenbrock schüttelt bei diesen Fragen unwillig den Kopf. Ich vermute, ihm ist alles recht, was abwärts geht. Hans klettert schließlich den Mast empor und forscht den ganzen Gesichtskreis aus. Und er entdeckt etwas.

«Der nere!»

Er deutet mit der Hand nach «dort unten». Dann steigt er herab, und von meinem Onkel erfahre ich, dass er einen riesigen, senkrecht aufsteigenden Wasserstrahl gesehen habe.

«Wie weit entfernt?»

«Schlecht zu schätzen. Mindestens 50 km.»

«Noch ein Seeungeheuer!»

«Vielleicht.»

«Halten wir uns mehr nach Westen, damit wir dem Tier nicht begegnen!»

«Wir fahren geradeaus wie bisher.»

Wenn man den Strahl dieses Tieres schon aus 50 km Entfernung sieht, muss es selber übernatürliche Größe besitzen. Lohnt es sich da vielleicht nicht, vorsichtig zu sein?

Aber wir sind nicht hergekommen, um vorsichtig zu sein, das stimmt. Gegen 20 Uhr sind wir bis auf 10 km heran. Ist es Täuschung oder Schrecken? Mir scheint der enorme düsterschwarze Körper des Tieres so groß zu sein wie eine Insel im Meer, mindestens 2.000 m in der Länge, und die

Wassermengen der empor geschleuderten Säule rauschen aus 150 m Höhe auf den schwarzen Rücken herab ...

Ich gebe zu, dass mich der Schreck vor diesem neuen Untier überwältigte. Ich steckte mein Tagebuch ins Gepäck und sprang auf, um das Segeltau zu zerhauen, damit wir nicht länger auf unser Unglück zufuhren, aber Lidenbrock hielt mich zurück und zwang mich mit eisernem Griff, am Mast stehen zu bleiben.

Plötzlich kam dann der Ruf von Hans, der alles änderte: «Holme.»

«Eine Insel. Ein Geysir. Na selbstverständlich», sagte mein Onkel, als habe er das alles gewusst. Sein Griff lockerte sich, er ließ mich los, wir betrachteten jetzt alle drei das Inselchen, das einem Walfisch wirklich täuschend ähnlich sah. Von Zeit zu Zeit wurde der Strahl etwas schwächer, um dann mit erneuter vulkanischer Kraft und tiefem Gerumpel aus dem Untergrund in die elektrisch zitternde Atmosphäre zu steigen und unter den Wolken in einen Tropfenregen zu zer-sprühen, der in allen Farben des Prismas funkelte.

«Landen», sagte mein Onkel, und mit einem geschickten Manöver brachte uns der Isländer ans äußerste Ende der Insel, wo wir vor dem Wasserauswurf des Geysirs leidlich sicher waren.

Lidenbrock und ich sprangen an Land, Hans, nicht weiter an der Sache interessiert, blieb am Steuer stehen.

Der Boden bestand aus Granit, mit Kieseltuff vermischt. Als ich ihn berührte, verbrannte ich mir die Finger. Offenbar war auch das Wasser des Geysirs siedend heiß und musste aus

einem unterirdischen Glutherd kommen.

«Warm!» sagte ich zu meinem Onkel.

«Und?»

«Heiß! Und da drinnen, wo der herkommt, ist's noch heißer. Je tiefer, desto heißer. Je zentraler, desto ...»

«UND?» fragte mein Onkel Lidenbrock, und ich schwieg.

Wir kletterten wieder zur Anlegestelle des Floßes hinab und stiegen ein. Bevor wir ablegten, deutete mein Onkel mit seinem Zeigefinger auf die Insel. «Axelinsel!» sagte er barsch.

*Montag, 21. August*

Das Geysir ist schon nicht mehr sichtbar, als ich aufwache, auch kaum noch hörbar. Das Meer ist ruhig. Aber die Luft ist schwül. Man sieht förmlich, wie sich in der dichten Atmosphäre Dünste und Dämpfe zusammenballen, die Wolken senken sich herab und färben sich drohend und langsam olivgrün, das helle elektrische Licht wechselt über in eine Theaterbeleuchtung zum Sturm.

Ich beobachte diesen Himmel und die Zusammenballungen der Wolken, deren schwarze Bänke von Süden her immer nachdrängen, mit einem unheimlichen Gefühl. Auch Gewitter auf der Oberfläche jagen mir, wenn sie besonders entfesselt und heftig toben, Angst ein. «Es gibt ein Unwetter», sage ich, aber niemand antwortet mir. Gegen Abend ist die Luft dermaßen von Elektrizität gesättigt, dass meine Haare bereits knistern und ich kleine Schläge bekomme, wenn ich etwas anrühre. Mein Onkel Lidenbrock hat die übelste Laune.

«Wir bekommen ein Gewitter, ist das jetzt klar!»

Er zuckt nur die Achseln. Es ist alles still um uns, auch der Luftzug fehlt. Auf dem Mast sitzt plötzlich ein winziges Sankt-Elmsfeuer. Das Segel fällt schlaff herab. Das Floß liegt unbeweglich auf dem Wasser. Die Atmosphäre ist zum Ersticken geladen.

«Das Segel weg!» ruf ich. «Wenn der Sturm beginnt, reißt es uns ins Verderben!»

«Nein, zum Teufel!» schreit Lidenbrock und kehrt sich heftig zu mir. «Hundertmal nein! Soll er uns fortreißen, der Wind, der Sturm! Endlich! Dann werden wir endlich Ufer sehen! Und wenn wir dran zerschellen!»

Da beginnt der Himmel im Süden sich in Wasser aufzulösen, in die frei werdenden Räume der Atmosphäre strömt Luft nach, es entsteht ein Orkan, in den wir hineingerissen werden ... mein Onkel wird geworfen, klammert sich fest an einem Tau, Hans steht fest am Steuer, rückt und röhrt sich nicht, und der Sturm peitscht ihm seine langen Haare von hinten um den Kopf, an ihren Spitzen sitzen leuchtende Strahlenbüschel, und am Horizont hat der niedergehende Regen einen brausenden Katarakt gebildet, auf den wir zusausen, haltlos, wehrlos, das Meer ist in Aufruhr geraten: da zerreißt die Wolkendecke über uns, die darüber gespeicherte Elektrizität kommt mit ins Spiel, Blitze, unzählige Blitze, Donnerschlag auf Schlag, die Atmosphäre glüht, und Hagel wie Leuchtspurgeschosse schlägt auf uns herab ... das Wasser brennt ...

*Mittwoch, 23. August*

Ich kann kaum schreiben ... Das Unwetter dauert unvermindert an - wohin verschlägt es uns? Wir können nicht miteinander reden, es ist zu laut. Die Blitze leuchten das Granitgewölbe bis zur Decke aus. Sie fahren gegen die Decke. Wenn sie bricht!? Andere Blitze spalten sich und tanzen als Feuerkugeln durch die Luft ... sie platzen wie Bomben ... Unaufhörliche Entladungen ... Wassersäulen türmen sich in die Atmosphäre und sinken brechend und schäumend zurück ... Wohin ...? Jetzt heißer als vorher ... L. befiehlt festzubinden, wir, das Gerät ...

*Donnerstag, 24. August*

«Weg mit unserem Segel!»

Er nickt ...

Ich wollte auf, da kam der Feuerball. Vom Himmel die feurige Kugel aufs Floß gefallen, halb weiß, halb blau, rollte langsam hin und her, auf den Proviantssack, glitt herab, streifte die Pulverkiste, aber die war dicht, die grauenhafte Kugel kroch auf Hans zu, auf meinen Onkel, die Luft stank nach Salpeter, auf meinen Fuß kroch sie zu, den ich nicht wegziehen konnte, da die Nägel und alles Eisen an Bord magnetisch geworden, die Schuhe an den Gewehren hingen, zwischen Gepäck verklemmt, und als mir's mit höchster Anstrengung gelang, zerplatzte sie mit hellem Lichtglanz, wir waren Augenblicke lang mit Flammen übergossen, dann erlosch alles ...

Fr., 25.

Alles dauert fort ...

Wir haben schon Gepäck verloren ...

Der Himmel hängt voller Blitze, die sich unaufhörlich entladen. Der Orkan reißt uns mit unmessbarer Schnelligkeit übers Meer. Unter England ... Frankreich ... vielleicht unter ganz Europa hindurch ... Wohin ...

Wie lange noch ...?

## Kapitel 25

Ich weiß nicht, ob alle die vorangegangenen Tagebuchnotizen richtig wiedergegeben sind, sie waren unter den Umständen ihrer Entstehung fast unleserlich ausgefallen. Manche Sätze habe ich beim Abschreiben ergänzt, andere mussten unvollständig stehen bleiben. Das entspricht meiner Erinnerung, die ich an die Ereignisse jener Tage habe. Ich weiß heute kaum noch, was damals an Schrecklichem geschah.

Wir erlitten Schiffbruch, oder vielmehr eine gewaltsame Landung, wir scheiterten an den Felsen einer Küste, die nach all den Reisetagen doch noch aufgetaucht war. Ich wurde ins Wasser geschleudert, wo ich elend ertrunken wäre, wenn der Isländer mich nicht gerettet hätte. Er trug mich an Land und stürzte sich sofort wieder in die Wellen, um von unserer Ausrüstung zu retten, was er retten konnte. Darunter meinen Gepäcksack mit dem Tagebuch, reichlich durchnässt.

Es regnete immer noch in Strömen, aber da es an dieser Küste überhängende Felsen gab, fanden wir einen Schutz. Hans versuchte, uns einige Bissen aufzudrängen, aber wir waren zu erschöpft zum Essen und fielen in einen todestiefen Schlaf.

Am nächsten Tag herrschte prachtvolles Wetter. Himmel und Meer hatten sich geeinigt. Die Umgebung wirkte klar und heiter auf mich, als ich die Augen aufschlug.

«Guten Morgen, Axel, mein lieber Junge», hörte ich Lidenbrock sagen. Er war fürchterlich fröhlich. An einem solchen

Tag vielleicht die Hochzeit, dachte ich mir. Dieses Wetter, das Haus in der Königstraße, ich, zum Frühstück die Treppe herabsteigend, am Morgen des Hochzeitstages.

«Ob du gut geschlafen hast??»

«Jaja. Etwas zerschlagen noch, aber sonst guten Muts.»

Er sah mich forschend an, wahrscheinlich hatte ich eine Frage von ihm überhört.

«Aber du bist munter, Onkel», sagte ich. «Natürlich. Wir sind da.»

«Wo? Am Ziel?»

«Nein, aber am Ende dieses endlosen Meeres. Jetzt wieder Landweg. Und dann wirklich zum Mittelpunkt der Erde!»

Es entstand eine Pause, in der ich versuchte, die Begeisterung aufzubringen, die er offensichtlich von mir erwartete. Es gelang mir nicht.

«Eine Frage hätte ich doch: Wie kommen wir eigentlich zurück?»

«Wieso zurück, bevor wir da sind?»

«Ich frage ja nur.»

«Na, ganz einfach. Entweder finden wir im Mittelpunkt einen anderen Weg. Oder wir nehmen den, den wir gekommen sind.»

«Und das Floß?»

«Wird repariert.»

«Lebensmittel?»

«Können wir gleich mal nachschauen. Hans hat eine Menge gerettet. Ach richtig, heute ist Zahltag.»

Er fischte drei Reichstaler aus seinem Brustbeutel und ging dann mit mir zum Strand hinunter.

Während wir schliefen, war Hans bereits an die Arbeit gegangen; er hatte unsere Gepäckstücke, soweit er sie retten konnte, zum Trocknen am Strand ausgebreitet und war dabei, das Floß zu reparieren. Mein Onkel ging auf ihn zu, entlohnnte ihn, versetzte ihm noch einen Handschlag auf die Schulter und besah sich dann unsere Ausrüstung.

Die Gewehre waren verloren gegangen, aber die Kiste Pulver hatte Hans gerettet. Auch das Manometer war noch da.

«Vielleicht das wichtigste Instrument», sagte mein Onkel mit einer Heiterkeit, die mir auf die Nerven ging. «Ohne das wüsste ich nicht, wie tief wir sind, und auf einmal wären wir bei den Antipoden wieder heraus, hahaha!»

«Und der Kompass?»

«Auch noch da, hehäl! Da liegt er auf dem Felsen, neben Uhr und Thermometer. Ein wertvoller Mensch, unser Hans.»

Bei der Überprüfung der Lebensmittel stellte sich heraus, dass wir mit Zwieback, Fleisch, Branntwein und Fisch noch auf 4 Monate hinaus versorgt waren.

«Massenhaft», sagte Lidenbrock. «Reicht für hin und zurück, und mit dem Rest geb ich noch ein Diner am Johanneum. «

«Denk ich an Essen», sagte ich, «...»

«Meine Meinung! Gehen wir erst mal frühstücken.»

Im Windschatten eines Felsvorsprungs tischte er Dörrfleisch, Zwieback und Tee auf, und ich erinnere mich, dass mir keine Mahlzeit in meinem Leben so gemundet hat wie diese. Hunger, frische Luft und Ruhe nach dem Sturm trugen zu meinem ausgezeichneten Appetit bei.

«Und wo sind wir jetzt?» fragte ich nach dem Essen.

«Genau berechnen kann man's nicht», antwortete er. «Wir haben während des Sturms die exakten Anhaltspunkte verloren.»

«Auf der Geysirinsel ...»

«Axelinsel, mein Junge. Die Ehre, dass die erste Insel, die unter der Erde entdeckt wurde, nach dir benannt ist, darfst du nicht von dir weisen.»

«Also schön. Auf der Axelinsel hatten wir eine Strecke von rund 1.200 km zu Wasser zurückgelegt. Und wir waren über 2.500 km von Island entfernt.»

«Schätzen wir von da aus: 4 Tage Sturm mit mindestens 350 km pro 24 h - also 1.400 km dazu: 3.900 km, rund 4.000.»

«Das Meer Lidenbrock hat also 2.600 km Durchmesser ... und das sogar vielleicht nur in der Breite. Womöglich ist es ja länger als breit!?»

«Kann gut sein.»

«So groß ist das Mittelmeer!»

«Kann gut sein», sagte mein Onkel bescheiden.

«Und wenn unsere Berechnungen stimmen, dann befinden wir uns jetzt auch unter dem Mittelmeer - 4.000 km von Reykjavik entfernt: das kommt hin.»

«Ob wir unter dem Mittelmeer, unterm Atlantik oder der Türkei sind, mein Junge, sagt uns allein der Kompass. Weißt du denn, ob sich unsere Richtung nicht geändert hat?»

«Mir schien der Wind immer aus der gleichen Richtung zu kommen. Ich bin überzeugt, dass dieses Ufer südöstlich vom Hafen Grauben liegt.»

«Wir werden nachschauen gehen.»

Wir liefen zu dem Felsen, auf welchem die Instrumente aus-

gebreitet lagen, «liefen» ist für meinen Onkel nicht gut gesagt: er hüpfte vor Ausgelassenheit. Er legte den Kompass horizontal und sah auf die Nadel. Nach einigen Sekunden hatte sie sich eingespielt.

Ich sah, wie sich Lidenbrock mit der Hand über die Augen strich. Dann zog er die Stirn in Falten und beugte sich wieder über das Instrument, fuhr aber gleich zurück. Jetzt trat ich heran und sah nach der Nadel: ich war in der Tat erschrocken und überrascht. Sie zeigte Norden da, wo wir Süden vermuteten, zeigte zum Ufer, statt zum Meer.

Ich schüttelte den, Kompass, legte ihn auf den Boden, hielt ihn in der Hand und drehte mich mit ihm. Die Nadel blieb unbeirrbar, und die Tatsache stand fest, dass offensichtlich während des Sturmes der Wind gedreht hatte und unser Floß an genau das Ufer zurückgeworfen hatte, von dem mein Onkel wählte, er habe es glücklich hinter sich.

## Kapitel 26

«Aufs Floß! Zurück!» schrie mein Onkel in hellem Zorn. Es war leicht zu erkennen, dass er den Lauf der Dinge als gegen sich persönlich gerichtet empfand und ihn als unverschämte Hemmung übel nahm.

«Die Elemente verschwören sich gegen mich! Luft, Feuer und Wasser wollen mich am Vordringen hindern! Lächerlich. Soll das ein Kräftemessen sein? Mensch gegen Natur? Ich habe Willensstärke genug, um nicht ein Iota zurückzuweichen. Aufs Floß!» Hans war mit den Ausbesserungsarbeiten fast fertig. Mein Onkel ließ mich alles Gerät am Ufer zusammentragen und verschnüren. Aber noch bevor wir aufladen konnten, hatte er es sich anders überlegt.

«Wir fahren erst morgen. Dieser Küstenstrich muss erst ausgkundschaftet werden, wir kennen ihn noch nicht. Axel, mach dich fertig.»

Es stimmte, wir waren sicher weiter östlich gelandet, als wir abfuhren. Durchaus möglich, dass dieser neue Landstrich neue Überraschungen und Erkenntnisse barg. Wir waren etwa 2 km über Sedimentgestein und Muscheln am Ufer des Meeres Lidenbrock entlang geschritten, als der Boden plötzlich sein Aussehen änderte. Die Kalkschichten schienen von innen heraus aufgebrochen und verworfen, so dass wir große Mühe hatten, über die Felsbrocken, Vertiefungen und Erhebungen, die durch die Verrenkung der Erde entstanden waren, hinweg zu steigen. Dahinter aber bot sich uns ein Anblick, wie ich ihn nicht vergessen werde. Dort dehnte sich das riesigste Gebeinfeld aus, das ich kenne, eine Ebene voll

weißer Knochen, ein Totengrund der Generationen aus Jahrtausenden, die hier langsam zu Staub wurden. Die Grenzen der Stätte waren nicht auszumachen, noch am Horizont schienen Berge heller Trümmer aufzusteigen.

Zum ersten Mal auf unserer Reise bemerkte ich auch an meinem Onkel Anzeichen der Erschütterung. Wir stolperten mit weichen Knien zu den Gebeinen hinunter, die dort lagen, als sei die riesenhafte Seite eines Naturkundebuchs aufgeschlagen worden und zeige die Entwicklungs geschichte der Tiere in einem einzigen Oberblick. Unsere Füße zertraten krachend die Reste, stießen an Knochen und Rippen, die zu Staub zerfielen, und wir berührten mit unseren Händen vorsichtig diese Stücke, um die sich alle Museen der Erdoberfläche gerissen hätten. Mein Onkel hatte nur einige Schritte in das Feld hinein getan, da blieb er stehen und warf die Arme in die Luft, und sein weitoffener Mund, die leuchtenden Augen unter der Brille und der fassungslos bewegte Kopf verrieten seine völlige Sprachlosigkeit. Er beugte sich hinab auf den Boden, zog mit der Hand aus dem Moder einen nackten Hirnschädel hervor, hielt ihn mit ausgestrecktem Arm weit von sich und rief:

«Ah Milne-Edwards! Ah Quatrefages! Warum seid ihr nicht hier, wo ich bin, Otto Lidenbrock!»

Seine Stimme zitterte dabei, und man wird die Erregung verstehen, wenn man weiß, dass erst kurz vor unserer Abreise aus Hamburg, nämlich am 28. März 1863, in den Steinbrüchen von Moulin-Quignon bei Abbéville 4 m unter der Erdoberfläche ein menschlicher Kinnbacken gefunden worden war. Die Herren vom Institut français, darunter Milne-

Edwards und de Quatrefages, besahen sich den Fund und hielten ihn für zweifellos echt. Auch unter den Geologen des Vereinten Königreichs von England gab es eine Reihe von Echtheitsverfechtern: Falconer, Busk, Carpenter und andere. Unter den deutschen der enthusiastischste war Otto Lidenbrock, Hamburg.

Nun hatte die Sache aber noch eine andere Seite, und die hieß Elie de Beaumont. Dieser Gelehrte behauptete mit all seiner Autorität, dass das Terrain von MoulinQuignon nicht aus dem Diluvium, sondern einer weitaus jüngeren Schicht stamme. Mit Cuvier teilte er die Ansicht, dass die ersten Menschen nicht ins Quartär gehörten. Gegen ihn hatte mein Onkel geschrieben, geredet und gewettert, bei unserer Abreise stand Beaumont schon ziemlich allein mit seiner Ansicht da, aber wir wussten doch nicht, wie der Streit inzwischen weitergegangen war.

Hier lag nun die endgültige Antwort zu unseren Füßen. Deutlicher als die übrigen Kinnbacken, die man in französischen, Schweizer und belgischen Höhlen noch gefunden hatte, als Waffen, Werkzeug, Kindergebein, Männerknochen, Greisengezähn, beredter als die von Menschenhand geritzten Bein- und Hüftknochen fossiler Tiere machten die Funde auf diesem Gebeinfeld vor uns den Menschen zum Zeitgenossen des *elephas meridionalis*, machten ihn auf einen Schlag 100.000 Jahre alt. 20 Schritt weiter lag einer dieser Hunderttausendjährigen. Wir hatten das Exemplar zuerst nicht bemerkt, aber plötzlich standen wir vor «ihm», einem Kerl mit Haut und Haaren, einem Lederrumpf mit komplettem Gebiss und schrecklich lang gewachsenen

Finger- und Zehennägeln. Zunächst schwieg ich, schwieg mein Onkel, schwieg der Professor Lidenbrock, und wir starnten die Erscheinung aus uralten Zeiten an. Dann tippte der Finger des Professors vor und berührte die gespannte Haut des Leichnams, mein Onkel schob seine Ergriffenheit beiseite, packte an, hieß mich anpakken und stellte den Körper erst mal aufrecht, wie es sich für den ersten Menschen gehörte.

«Da hört sich denn doch aller Zweifel auf!» sagte er schließlich.

«Lass gut sein, er steht. Ich bin in der Paläontologie wahrlich kein Waisenknabe. Aber hier braucht's ja nicht mal Skelettbestimmungen: der ganze Leichnam ist noch da. Vor dir steht er. Du kannst ihn sehen, anfassen, schmecken, riechen: ein kompletter Corpus, der sich zu anthropologischen Zwecken erhalten hat. Liegt seit 100.000 Jahren im Staub! Wenn ich den mal waschen würde, mit etwas Schwefelsäurelösung ... all die Erd- und Muschelkruste runter ... aber leider hab ich ja nichts dabei.»

Er begann jetzt, vor dem Jenseitsmann auf und ab zu gehen, beäugte ihn von allen Seiten und wies mir ab und zu mit dem Zeigefinger irgendeine Besonderheit.

«Kaukasische Rasse, ohne Zweifel. Weißrasse. Unsere Rasse! Eiförmiger Schädel, ohne stark ausgeprägte Bakkenknochen. Kein vorspringendes Kinn, der Winkel Ohr-Nasenspitze-Stirn fast 90°. Ich deduziere weiter: Ich behaupte sogar fest, dass diese Probe Mensch, die wir dem Staub der Jahrtausende entnommen haben, auf der Homo-Stufe des Neandertalers steht, also 110.000 bis 170.000 Jahre alt sein dürfte. Wie

er hier hergekommen ist? Darüber kann ich leider nichts sagen. Nicht das Geringste. Mit herabgestürzt, als dieses Terrain beim Erkalten absackte? Oder nur wie ich als Tourist?» Als wir weitergingen, stießen wir auf immer neue Musterknochen, welche die Theorien bestätigten, die mein Onkel verfocht. Er nahm sich die besten Stücke davon mit, um dem Streit oben auf der Erde endlich ein Ende zu machen.

Hier hatten Menschen gelebt, unter diesem künstlichen Himmel, am Ufer des Meeres, dessen Tiere wir bereits lebend kennen gelernt hatten. Wir fragten uns, etwas unsicher, ob nicht auch von den menschlichen Wesen einige am Leben waren?

## Kapitel 27

Etwa 2 km weiter kamen wir an den Rand eines Waldes, der diesmal nicht aus Champignons, sondern aus Palmen, Fichten, Eiben und Zypressen in tropischer Wachstumsfülle bestand, von Lianen netzartig durchsponnen und zu einem Urwald verflochten. Moos und Leberkraut bedeckte den Boden, Farnkräuter standen am Bachufer, aber all diese Vegetation, alle Bäume, Büsche und Pflanzen waren nicht grün, sondern verwaschen bräunlich - ihnen fehlte die Sonne, die sie hätte beleben können. Das elektrische Licht hier unten erzeugte auch keine Schatten; der Wald und die Felsen, die Knochen und Leichen erschienen deshalb merkwürdig körperlos, in einem undramatisch milden Licht, aber vielleicht gerade deshalb so erschreckend fremd.

Mein Onkel wagte sich in dieses Gehölz und zog mich mit. Mir war der Gang nicht geheuer, denn warum sollten in einem Wald voll üppiger Nahrung nicht auch ebenso groß geratene Säugetiere stecken? Leguminosen, Rubiaceen - der gleichen fraßen Wiederkäuer aller Zeiten gern.

Plötzlich blieb ich stehen und hielt meinen Onkel mit der Hand zurück. Da auch in der Tiefe des Waldes nichts in Schatten gehüllt war, drang unser Blick weit hinein, und was ich dort zu sehen glaubte ... nein, was ich wirklich sah, war eine Herde von Riesentieren, Mastodonten, leibhaftige, lebendige Urelefanten, deren Rüssel wie Schlangen durch das Laub fuhren, deren Hauer die alten Stämme durchbohrten. Die Zweige krachten, und die herabgerissenen Laubmassen verschwanden in den Rachen der Ungeheuer.

Mein Onkel sah die Tiere sofort, und sein erster Impuls war: «Hin, Axel! Vorwärts! Schauen!»

«Auf keinen Fall! Wir sind waffenlos. Kein menschliches Wesen darf es wagen, ungestraft den Zorn dieser Tiere herauszu ...»

Mein Onkel war bereits wieder stehen geblieben und hielt mich nun fest.

«Kein Mensch? Da irrst du, mein Junge. Schau mal genau dort hin. Dort steht ein menschliches Wesen, ein Mensch, ein Riese!»

Ich sah, was ich nicht glauben wollte, und musste mich überzeugen lassen. An einen riesigen Kauris-Stamm gelehnt stand ein menschliches Wesen und hütete seine Herde von Mastodonten, mehr als doppelt so groß wie der Mensch, dessen Leichnam wir gefunden hatten, ein Riese mit dem Kopf eines Büffels, dessen Züge unter dem Gewirr des wilden Haupthaars verborgen lagen. Er stand ruhig, auf einen Baumast gestützt, da. Hatte er uns bereits bemerkt, gesehen oder gerochen? Wir mussten fliehen, solange es noch Zeit war, und zum ersten Mal leistete mein Onkel keinen Widerstand, als ich ihn mit mir zog.

Jetzt, heute, Monate danach, wo ich dies niederschreibe, vermag ich nicht mehr so recht an die Wahrhaftigkeit unseres Erlebnisses zu glauben. Es muss eine Sinnestäuschung gewesen sein, entstanden aus der Überreizung unserer Nerven nach dem langen unterirdischen Leben. Dort unten sollen Menschen sein? Nonsense. Affen, ja, Affen vielleicht, ein Dryopithecus ... allerhöchstens jedenfalls ein Pithecanthropus!! Auf dem Rückweg aus dem Wald am Ufer entlang

versuchten mein Onkel und ich uns darüber klarzuwerden, an welcher Stelle der Küste wir wieder gelandet waren. Mehrmals glaubten wir Felsvorsprünge, Wasserfälle und Bäche wieder zu erkennen, aber ...

«Wir müssten dann doch wenigstens unsere eigenen Spuren finden!» sagte mein Onkel. «Wir haben doch lange genug am Hafen Grauben kampiert und gearbeitet. Und davon sehe ich nichts.»

«Aber ich! Ich sehe etwas, dort im Sand.»

«Zeig her!»

Ich reichte meinem Onkel einen verrosteten Dolch, den ich aufgehoben hatte.

«Hast du den mitgenommen?»

Ich schüttelte den Kopf.

«Aber du vielleicht ...?»

«Was soll ich mit so einem Dolch?»

«Das ist mir aber höchst merkwürdig!»

«Wieso denn? Er wird Hans gehören.»

Aber ich schüttelte wieder den Kopf. Diesen Dolch hatte ich bei Hans nie gesehen.

«Vielleicht eine urweltliche Waffe? Ein Freund vom Mastodontenhirten hat sie verl... aber Moment mal, das ist ja nicht einmal Bronze, das ist bester Stahl!»

Mein Onkel schlug sich vor den Kopf.

«Wie konnte ich nur so blind sein! Zeig mal her: natürlich! Der Dolch ist eine Waffe aus dem 16. Jh. Die Edelleute benutzten ihn für den Gnadendstoß. Er kommt übrigens aus Spanien, und er gehört weder dir noch mir noch einem Menschen aus dem Schoß des Erdballs, seine Klinge ist nicht

vom Morden schartig, der Rost, der sie bedeckt, ist 300 Jahre alt, und wir sind einer großen Entdeckung auf der Spur.»  
«Von wem stammt er?»

«Von dem Mann, der mit ihm in einen dieser Felsen seinen Namen eingegraben hat, um noch einmal den Weg zum Mittelpunkt der Erde zu weisen.»

Wir suchten fieberhaft das Gestein ab und kamen so an eine Stelle, an der zwischen Meer und Felsen nur 2 m Ufersand lagen. Zwischen zwei vorspringenden Klippen gähnte das Loch eines Tunnels. An der einen Wand standen unübersehbar in schon verwitterter Schrift die beiden Buchstaben

• H • L •

«A-S!» rief mein Onkel. «Arne Sacknussemm. Stets Arne Sacknussemm!»

## Kapitel 28

Ich war überzeugt, dass es nichts Unerwartetes mehr geben konnte, was ich auf dieser Reise nicht mehr erleben würde. Mich konnte kaum noch etwas schrecken, und die Wiederentdeckung der Spuren unseres Vorgängers entzündete in mir eine ähnliche Begeisterung wie in meinem Onkel. Ich stürzte auf die Tunnelöffnung zu, wollte eindringen, aber Lidenbrock hielt mich zurück.

«Erst Hans und das Floß!» rief er. «Dann hierher und weiter.» Wir wandten uns jetzt eilig nach unserem Landeplatz, aber nach wenigen Schritten hielt mein Onkel wieder an. Er wandte sich den Felsklippen zu, zwischen denen wir den Eingang gefunden hatten, warf seine Linke in einer allumfassenden Gebärde hoch und rief:

«Kap Sacknussemm!»

Dann hasteten wir weiter, zurück zum Floß, von einer mächtigen Unruhe gepackt, jetzt, da sich ein neuer Weg aufgetan hatte.

«Alles wird gutgehen», keuchte mein Onkel. «Der Sturm, der Schiffbruch, göttliche Fügung. Die Horizontalreise hört endlich auf, es geht weiter, tiefer ... nur noch 6.150 km bis zum Mittelpunkt der Erde. Axel, dann haben wir's endlich geschafft.»

«Bah. Sonst nichts?»

Vier Stunden später hatten wir unser Floß über einige Umwege (denn nahe am Ufer stand das Wasser voll gefährlicher Felsen) bis ans Kap Sadknussemm gebracht. Ich schlug in einem Anflug von Größe vor, «unsere Schiffe zu

verbrennen», damit wir nicht mehr zurück konnten. Lidenbrock aber wollte den Tunnel erst untersuchen, um das richtige Seilmaterial mitzunehmen. Die fast kreisrunde Öffnung hatte etwa 1,5 m Durchmesser, und der Gang dahinter führte nur 6 Schritt weit. Dann versperrte ein ungeheure Felsblock den Weg, links, rechts, oben, unten kein Durchlass, keine Lücke.

«Aber Sacknussem!» rief ich. «Der muss doch auch durchgekommen sein! Wahrscheinlich ist diese Granitwand erst herabgestürzt, nachdem er seine Reise gemacht hatte, entweder durch Erdbeben oder durch magnetische Kräfte herabgerissen. Oder der Druck aus dem Erdinnern hat mit Lavamassen diesen Block in die zu schmale Öffnung gedrängt, die er jetzt verstopft. Wir müssen ihn beseitigen.»

«Die Spitzhacke her!»

«Dafür ist er doch viel zu hart und zu dick. Wir müssen sprengen», sagte ich.

«Hans, ans Werk!» rief Lidenbrock. «Ein Sprengloch in den Felsen!»

Während Hans das Loch hieb, das 50 Pfund Schießbaumwolle aufnehmen sollte, verfertigten mein Onkel und ich die Ladung mit der Lunte. Gegen Mitternacht war die Mine fertig und wurde placiert. Die Lunte lief durch den kurzen Gang bis nach draußen. Ein Funke genügte ...

«Bis morgen», sagte mein Onkel. «Jetzt wird geschlafen.»

Am 27. August, einem Sonntag, morgens um 6 Uhr legten wir Feuer an die Lunte, deren Ladung das letzte Hindernis vorm Mittelpunkt der Erde wegsprengen sollte. Ich hatte die Ehre der Zündung übernommen, ich wusste, dass mir

10 min Zeit blieben, bis der Funke die Schießbaumwolle erreicht hätte, in denen ich zum Floß zurücklaufen und mit meinen Gefährten so weit wie möglich ins Meer hinausrudern musste. Ich stand mit einem brennenden Glimmspan vor der dunklen Tunnelöffnung und sah zurück. Lidenbrock lehnte am Mast und hatte eine Hand erhoben. Ich blickte wieder in die schwarze Öffnung.

«Feuer, mein Junge!» rief Lidenbrock.

Da bückte ich mich, zündete die Lunte an, warf den Span zur Seite und rannte zum Floß. Hans stieß sofort ab und brachte uns ins freie Wasser. Lidenbrock stand hoch aufgerichtet und sah von seinem Chronometer auf den Tunnel, vom Ufer auf die Uhr. Plötzlich rief er:

«Die 10 min sind um! Nun berste, Granitberg!»

Ich erinnere mich nicht, dass ich das erwartete Krachen der Explosion vernommen hätte. Ich erinnere mich an ein lautloses Aufspringen des Felsmassives über dem Strand, der Berg riss auseinander und gab eine klaffende Schlucht frei, das Meer wurde vom Druck der Detonation zu einer mächtigen Woge zusammengeschoben, auf deren Kamm unser Floß tanzte, das Licht erlosch am Himmel, und wir wurden mit einer Macht hinabgerissen, die unbeschreiblich ist. Es war, als sinke das Floß mit rasender Geschwindigkeit, aber ohne dass die Wogen über uns zusammenschlugen. Das Tosen der stürzenden Wasser war so stark, dass ich mich nicht verständlich machen konnte. Aber ich begriff, was geschehen war: Wir hatten die Trennwand zu einem Abgrund aufgesprengt, und in diesen Schlund ergoss sich das Meer als reißender Strom. Wir duckten uns auf dem Floß

um den Mast, denn wir konnten nichts sehen, spürten nur an den Erschütterungen, dass unser Gefährt dauernd Felsecken in den Wänden rammte. Es ging hinab, wir waren auf Sacknussemms Weg, aber diesmal hatten wir ein Meer als Begleiter. Ich war überrascht, als plötzlich Licht aufflackerte. Hans war es in dieser Lage trotz der widrigen Umstände doch gelungen, eine Fackel anzuzünden. Ich sah im schwachen Feuerschein, dass die Galerie, die wir hinuntersausten, breit war, sah die Strömungsgeschwindigkeit des Wassers, welche die der reißenden Ströme Amerikas übertraf, ich merkte, dass der Untergrund sehr uneben sein musste, denn fortwährend bildeten sich mächtige Wirbel, in denen unser Floß steuerlos trudelte, bis es wieder ausgespuckt wurde. Ich glaube, unsere Geschwindigkeit betrug damals mehr als 100 km/h, mein Onkel und ich mussten den Rücken zur Fahrtrichtung drehen, um überhaupt atmen zu können.

Die entsetzliche Fahrt ging über Stunden ohne Milderung weiter. Es gelang mir, unsere Vorräte zu untersuchen, denn bei der Explosion hatten wir einiges Gepäck verloren. Alles Werkzeug fehlte, von den Lebensmitteln konnten wir uns noch einen Tag lang ernähren: ein Stück getrocknetes Fleisch und eine Handvoll Zwiebäcke.

Plötzlich nahm die Geschwindigkeit noch zu, verdoppelte sich, die Fackel verlosch, wir stürzten, und ich kniff wie ein Kind meine Augen zu, um die Finsternis und den Fall nicht zu sehen, unsere Arme griffen ineinander und verwirrten sich, da wir uns jetzt alle um den Maststumpf klammerten ... dann der Stoß, das Wasser, das über uns zusammenschlug, die Luft, von der wir abgeschnitten waren ...

Aber all das dauerte nur Sekunden. Das Floß schoss aus dem Wasser empor, tanzte fast leicht wie ein Korken; es trug uns noch alle drei, die Raserei war vorüber, ich konnte atmen, es war ruhig geworden, ganz still. Als die Fackel aufflammte, sahen wir, dass es 22 Uhr war. Mein Onkel entdeckte zuerst, was mit uns geschah.

«Wir fahren zu Berg. Das Wasser fließt aufwärts.»

Ich sah an den vorüberfliegenden Wänden, dass wir rasche Fahrt machten. Aber bergauf? Das war mir paradox.

«Hydrostatisches Paradoxon», erklärte Lidenbrock. «Das Wasser aus dem Meer ist bis auf den Grund des Einbruchs gestürzt und füllt den Abgrund jetzt an. Wir sind in einen vom Boden aufsteigenden Kanal gedrückt worden. Das Wasser hebt uns jetzt so hoch, wie später das allgemeine Niveau sein wird.»

«Oder so hoch, wie der Gang reicht. Wenn den plötzlich eine Wand abschließt, hat auch das hydrostatische Paradoxon ausgespielt.»

«Ich gebe zu, unsere Lage ist etwas fatal», sagte Lidenbrock. «Obwohl natürlich das Wasser nie bis ans Ende des Ganges schlagen würde. Die Luftblase ist dazwischen, wir brauchen also nicht zu ertrinken.»

«Ersticken soll ja auch interessanter sein.»

«Was sollen die defätistischen Reden? Wir haben ebensoviel Aussicht auf Erfolg wie auf den Untergang. Daran wird durch Diskutieren nichts geändert. Ich bin dafür, dass wir jetzt etwas Ordentliches essen und dann weitersehen.»

«Essen?»

«Ja, dann kannst du wenigstens nicht reden.»

«Tut mir leid, aber wir haben fast nichts mehr.»

«WAS?» Nur dieses eine Wort lang verlor mein Onkel die Kontrolle über sich, er schrie es heraus und war mit seinem Gesicht ganz nah an dem meinen. Dann wandte er sich ab und schwieg.

Der Höhenunterschied, den wir überwanden, setzte uns fortwährend neuen Luftdruckverhältnissen aus und nahm uns oft den Atem. Dazu kam eine sehr beunruhigende Tatsache: es wurde fortlaufend wärmer um uns. Die Hitze weckte die alten Überzeugungen von der Zentralwärme in mir, und ich verfluchte den Umstand, dass ich nicht an Humphry Davys und Lidenbrocks Theorie glauben konnte, vielleicht hätte ich dann bei aller Hitze einen kühlen Kopf behalten. So aber führten meine Gedanken immer wieder zu der gleichen unausweichlichen Konsequenz: dass wir in eine Schicht glühenden, flüssigen Gesteins kommen mussten, in der wir elend verbrennen würden.

Mein Onkel brach das Schweigen.

«Wir müssen bei Kräften bleiben. Jeden Augenblick kann die Möglichkeit der Rettung kommen, dann dürfen wir nicht zu schwach sein, sie zu nutzen. Was wir noch zu essen haben, wird jetzt gegessen.» «Und was essen wir dann?» fragte ich. «Nichts», antwortete mein Onkel. «Aber wirst du vielleicht jetzt davon satt, dass du das Fleisch und den Zwieback fortwährend anstarrst? Du scheinst in Panik zu geraten, da du nicht mehr vernünftig urteilen kannst.»

«Hast du denn etwa noch Hoffnung?»

«Selbstverständlich.»

«Du glaubst, dass wir ...»

«Jawohl!» schnauzte Lidenbrock. «Das ist meine Überzeugung! Und eine andere gibt es auf diesem Floß nicht, verstanden!? Für ein Geschöpf, das über Willenskraft verfügt, existiert keine Verzweiflung. Solange das Herz schlägt, so lange das Fleisch zuckt, wird gehandelt, nicht erlitten.»

Er teilte die Vorräte unter uns auf und begann selber, sofort zu essen. Das beruhigte ihn offenbar, während ich kaum einen Bissen hinunterbrachte. Zum Schluss war er fast fröhlich.

«Vielleicht unser letztes Essen», sagte er. «Auf jeden Fall hat es für eine Weile wieder Menschen aus uns gemacht.»

Hans nestelte eine Flasche von seinem Gürtel, es war Wacholderschnaps drin. Er bot sie uns an.

«Vortrefflich», lobte mein Onkel und schnalzte mit der Zunge.

## Kapitel 29

Als ich bereits kein Hemd mehr trug, langte ich zufällig mit der Hand ins Wasser: es war siedend heiß. Wir waren durch Granit, durch Gneis und Glimmerschieferschichten aufwärts gestiegen und mussten bald ins oberste Erdreich kommen, ich wollte den Kompass befragen, wohin ...

... und der Kompass war irre. Die Nadel sprang wüst hin und her, lieferte keine Richtung mehr, schien von elektrischen Stößen geschüttelt und kreiselte dann wieder. Eine Idee begann in mir zu wachsen, die ich nicht unterdrücken konnte, die Ahnung einer bevorstehenden Katastrophe, wie sie keine Phantasie vorstellen konnte. Die Kompassnadel war nur ein Indiz. Aus unbestimmbaren Fernen in der Erdrinde drang Gepolter, als führe eine Anzahl Karren über Pflastersteine, ein beständiges Donnerrollen, die Wände des Ganges schienen mir nicht mehr so fest wie zuvor, schienen zu wanken oder sich zu spalten.

«Die Hitze», rief ich, «das kochende Wasser, der Kompass, der Donner, das sind doch alles Zeichen für ein Erdbeben! Die Erdrinde verschiebt sich und wird uns zwischen den Gesteinsschichten zu kleinen Atomen zermalmen! »

«Sei ruhig, mein Junge, du irrst dich», sagte mein Onkel Lidenbrock.

«Ja siehst du denn nicht ...»

«Natürlich, alles. Aber ich leite was Besseres draus ab!»

«Was soll das heißen?»

«Wir geraten in einen Ausbruch.»

«Ausbruch?»

«Ja. Einen Vulkanausbruch. Glücklicher konnten wir's ja nun nicht mehr treffen.»

«Was?» sagte ich. «Glücklicherweise? Durch Glück sind wir in einen tätigen Vulkan geraten, sind selber Lava, sind Splitter im Feuer, siedendes Wasser und donnernder Auswurf von Asche, von Schlacken?»

«Durch den Schacht zum Licht», sagte mein Onkel. «Es ist der kürzeste Weg nach oben.»

Niemals ist mir mein Onkel kühner vorgekommen als in diesem Augenblick, als er den Ausbruch kommen sah und dabei seelenruhig unseren Vorteil erfaßte. Wir fuhren die Nacht hindurch und wurden gegen Morgen immer schneller. Dass wir in einem Vulkan saßen, der tätig war, konnte niemand mehr bezweifeln. Unter dem siedenden Wasser wälzte sich ein Lavateig von Felsstücken bergan, die bei der Eruption in alle Himmelsrichtungen verschleudert werden würden. In dem erweiterten Schacht war es so heiß geworden, dass man fast nicht mehr atmen konnte. Am Morgen tauchten die ersten Schwefelflammen an den Wänden auf, ein gespenstischer Anblick.

«Ich wüsste nicht, was bei einem Ausbruch natürlicher wäre», sagte mein Onkel.

Dann entdeckte ich, dass wir nicht mehr auf Wasser, sondern auf der Lavamasse selbst fuhren, die unter uns brodelte. Und plötzlich, gegen 8 Uhr morgens, hörte alle Bewegung auf.

«Was jetzt? Ist die Eruption zu Ende?»

«Ich hoffe nicht. Der Vulkan speit, glaube ich, in Stößen, und wir machen gerade eine Verschnaufpause mit. Wahrschein-

lich geht es schon in wenigen Minuten ...»

Aber da riß es uns bereits wieder fort, wir mussten uns an den Maststumpf klammern, um nicht in den kochenden Speiteig zu stürzen.

Dann hielt die Bewegung wieder ein. Dann ein neuer Stoß. Wie oft sich das wiederholte, kann ich nicht sagen. Mit jedem Mal wurden die Stöße heftiger, und wir durchmaßen die Strecke rascher, in den Pausen war ich dem Ersticken nah, beim Fortgerissenwerden spürte ich, wie glühend die Luft bereits war, und konnte nicht atmen, und so verlor ich Stück für Stück, ohne dass ich dagegen ankämpfen konnte, meine Besinnung. Das letzte, woran ich mich erinnere, ist das Gesicht des Isländers. Als ich erwachte, war alles anders. Ich saß am Hang eines Berges, und mein zerschlagener Körper wurde von der Hand des Isländers gestützt. Mit der anderen hielt er die Gestalt meines Onkels und bewahrte uns beide davor, einen Abgrund hinabzustürzen, der sich unmittelbar zu unseren Füßen hinabsenkte.

«Wo sind wir?» fragte mein Onkel mit schwerer Stimme.

«In Island», sagte ich.

«Nej», sagte Hans.

Wir sahen uns um, und es stimmte. Wir waren nicht in Island. Der Vulkan trug keinen schneebedeckten Gipfel. Die Sonne brannte auf unsere fast nackten Leiber mit sengender Kraft. Nach allem, was wir erlebt hatten, hielt uns ein letztes großes Rätsel gefangen: in welchem Teil der Welt waren wir wieder ans Tageslicht gekommen?

Knapp 200 m über uns donnerten aus dem gezackten Vulkankrater alle Viertelstunden Flammensäulen mit Asche-

und Bimssteinregen. Der Fuß des Berges aber verlor sich in einem Garten grüner Bäume von unendlichen Ausmaßen, und ich konnte von hier oben Ölbäume, Feigenbäume und Weinreben erkennen. Nordische Länder sehen so nicht aus, das stimmt. Das grünbebaute Landstück war nicht breit: dahinter kam Wasser, Wasser eines Sees oder Meeres, aus dem sich dieser Vulkan auf einer Insel zu erheben schien. Wir sahen auch Häuser und einen Hafen mit eigentümlichen Schiffen, weiter aufs Wasser hinaus lagen kleinere Inselgruppen verstreut, und ganz in der Ferne schimmerte ein Küstenstreifen. All das war nach dem, was wir in den letzten 2 Monaten gesehen hatten, überraschend und so wunderbar schön, dass wir das Bild stumm, und ohne es zu begreifen oder einordnen zu können, betrachteten.

«Egal, wie der Berg heißt», sagte Lidenbrock schließlich. «Ich habe Hunger. Außerdem möchte ich keinen Felsblock auf den Kopf bekommen, wenn ich gerade einen Ausbruch glücklich überstanden habe.»

Der Abstieg ging nicht so einfach voran, da unsere Glieder so geschwächt waren, dass sie uns nicht mehr recht gehorchten.

«Wir sind vielleicht in Asien», schlug ich einmal vor. Niemand fand Gefallen an dem Gedanken. «Oder in Indien!»

Wir mussten Lavaströmen ausweichen, die wie feurige Schlangen den Berg hinunterkrochen. «Malayische Inseln!?» «Und die Magnetnadel?» fragte Lidenbrock.

Er hatte recht. Das war die Grenze der Phantasie. Die Magnetnadel hatte eindeutig gesagt, dass unsere Marschrichtung

nach Norden ging. Der Nordpol ... aber das war ein lächerlicher Gedanke.

Wir gelangten am Fuß des Berges auf eine saftiggrüne Ebene und brauchten nicht lange zu laufen, bis wir Oliven- und Granatäpfelbäume fanden, Weinreben und eine klare Quelle. Wir tranken und wir aßen und wir wuschen uns. Wir hatten das so lange entbehrt, dass wir nicht gerade leise dabei verfuhrten, und plötzlich rannte ein Hirtenjunge, der sich hinter einem Gebüsch in der Nähe versteckt gehalten hatte, erschreckt davon. Hans setzte ihm nach und brachte ihn zurück. Er schrie, zitterte und sträubte sich.

«Glücklicher Bewohner einer gesegneten Landschaft!» redete ich ihn deutsch an, aber er nahm nicht die geringste Notiz von mir. Mein Onkel nahm ihn sich vor:

«Wie heißt dieser Berg, mein lieber Junge?»

Das war auch deutsch gefragt und brachte ihm keine Antwort ein.

«In Deutschland sind wir also nicht», sagte Lidenbrock und versuchte es englisch.

«Where are we, my dear boy?»

Keine Antwort. Lidenbrock begann die Sache zu genießen und suchte die nächste Sprache hervor:

«Où sommes nous, mon petit?»

Wieder keine Antwort.

«Dove sono?»

Der Junge begann zu weinen.

«Er reagiert!» rief Lidenbrock. Und er fragte weiter auf italienisch nach dem Namen der Insel.

«Stromboli», heulte der Junge, riss sich los und lief davon.

Stromboli im Mittelmeer! Auf der Insel des Aolus standen wir, und was wir im Osten verschwimmen sahen, waren die Berge Kalabriens.

«O Stromboli», rief ich, «o wunderbare Reise! Niedergefahren im Snoeffels, verloren, verlaufen und im dritten Monat wieder ausgespieen mit der Lava. 5.000 km unter den lieblichsten Gegenden der Erde, aus dem ewigen Eis ins ewige Grün, nach dem ewigen Dörrfleisch saftiges Obst ...» «Zum Hafen!» befahl mein Onkel Lidenbrock.

## Kapitel 30

Mein Onkel hatte uns eingeschärft, den Fischern auf Stromboli nicht großartig unsere Ankunft zu schildern, da sie aber gläubisch seien und den Krater des Vulkans leicht für den Ausgang der Hölle halten könnten. So hielten sie uns für Schiffbrüchige und nahmen uns freundlich auf. Wir bekamen Kleider, Lebensmittel und eine Unterkunft. Bereits 2 Tage später brachte uns ein Boot nach Messina. Von dort aus nahmen wir am 4. September ein Postschiff nach Marseille und waren schließlich am 9. September in Hamburg und zu Hause. Wir kamen etwas unerwartet, Grauben aber fasste sich sofort, und ich erinnere mich deutlich an den Satz, mit dem sie mich empfing:

«Nun, da du ein Held bist, brauchst du mich nicht mehr zu verlassen.»

Ich sah sie an, sie weinte. Ich trug das Gepäck ins Haus. Unsere Rückkehr erregte in Hamburg das größte Aufsehen, was sich in Banketten und Ehrungen ausdrückte, nachdem das anfängliche Misstrauen überwunden worden war. Lidenbrock schenkte das Sacknussemm-Dokument dem Stadtarchiv und stiftete damit Wohlwollen. Selbstverständlich kam aus allen Ländern, die von der Sache erfuhren, Kritik. Leider muss auch ich hier sagen, dass ich mich der Theorie vom Erdaufbau, die ohne Zentralwärme auskommt, nicht anschließen kann, auch nach all dem nicht, was ich gesehen habe. Ich gebe allerdings zu, dass die (unzweifelhaft vorhandene) Zentralwärme der Erde unter bestimmten Umständen modifiziert auftreten kann, even-

tuell sogar als Kälte. Sobald sich die erste Welle der Erregung gelegt hatte, begann mein Onkel sein Buch, in dem er alle wissenschaftlichen Daten des Unternehmens veröffentlichte.

Mitten in diese Arbeit fiel die Abreise von Hans, den es wieder nach Island zog.

Während fortwährend Zeitungen aus dem In- und Ausland Berichterstatter zu uns schickten, die meinem Onkel die Geschichte unserer Expedition abkaufen, vollendete er seine Arbeit. Das heißt, er vollendete sie bis auf einen Punkt, der zwischen uns tabu war.

Durch einen Zufall fand ich die Lösung, und ich erinnere mich genau daran, denn es war der Tag, als mein Onkel den Brief von Barnum bekam, der ihn in seinem Zirkus gegen ein hohes Honorar in allen Städten der Vereinigten Staaten zeigen wollte. Darüber war er noch wütender und noch weniger ansprechbar geworden. Grauben, Martha und ich fragten uns, wie wir es weiter mit ihm aushalten sollten - und dann entdeckte ich zufällig die Sache mit dem Kompass. Ich suchte nach einem Mineral und sah dabei absichtslos auf das Instrument, das in einem der Regale lag. Die Magnetnadel zeigte nach Süden!

Ich schrie vor Verwunderung so laut, dass mein Onkel sofort angelaufen kam.

«Sieh mal auf das Ding», sagte ich.

Er beugte sich vor und schlug dann mit der Faust auf die Platte, dass die Minerale tanzten.

«Das Mistding ist überhaupt dejustiert!»

«Aber erst seit dem Sturm. Und ich weiß, glaube ich, auch, wodurch.»

«Sprich dich aus, mein Junge.»

«Durch den Kugelblitz, der über das Floß rollte und alles magnetisierte.»

Von diesem Augenblick an war Professor Otto Lidenbrock, korrespondierendes Mitglied sämtlicher geographischen und mineralogischen Gesellschaften der Welt, auch ein glücklicher Mensch.